Historische Katechese
in auserlesenen
Beispielen, Erzählungen u. Parabeln
über die
gesammte christkatholische Glaubens-, Sitten- und Tugendmittel-Lehre.

Ein Anhang
zur dritten Auflage der „Ausführlichen Katechese" des
P. Jldephons Da Bressanvido.

Zugleich
ein christliches Lesebuch für Schule und Haus.

Gesammelt und herausgegeben
von

Dr. Theol. **Joseph Zinsler,**
Pfarrkurat in Weinried im Bisthum Augsburg.

in 4 Bänden.

Zweites Bändchen
in zwei Abtheilungen.

I. Von der Hoffnung und dem Gebet.
II. Von der Liebe Gottes.

Augsburg, 1854.
Verlag von J. A. Schlosser's Buchhandlung.

Inhalt.

Von der Hoffnung.

Vom Gebete.

Das Vater unser.

Von der heil. Jungfrau Maria, und der Macht ihrer Fürbitte.

Erklärung des englischen Grußes.

Zweite Abtheilung.

Von der Liebe Gottes.

Von der Hoffnung.

1. Hoffnung auf Gott läßt nicht zu Schanden werden.

a. Rettung der Stadt Nisibis im Kriege mit den Persern.

Sapor II., König der Perser, drang im Jahre 338, nach dem Tode Konstantins des Großen, mit Heeresmacht in Mesopotamien ein. Ein langwieriger Krieg entspann sich. Das Merkwürdigste dieses Krieges sind die Belagerungen von Nisibis, der großen, volkreichen Hauptstadt des nördlichen Mesopotamiens. Die erste geschah im Jahre 338 und dauerte 63 Tage. Daß diese Stadt nicht eingenommen ward, schrieben alle Christen dem inbrünstigen Gebete des dortigen Bischofs, des heiligen Jakob, zu.

Das zweitemal ward diese Stadt von großer Heeresmacht und mit Ungestüm angegriffen im Jahre 350. Aber umsonst. Die Belagerung währte nach Einigen drei, nach Andern dritthalb Monate. Sapor ließ eine Schleuße machen, durch welche er den Strom Mygdon auf die Stadt leitete, dessen jäher Fall die Mauer durchbrach. Da aber die dadurch entstandene Ueberschwemmung die Zugänge der Stadt unwegsam machte, verschob er den Angriff bis auf den folgenden Tag. Angefeuert von ihrem Bischofe, der im Gebete vor dem Altare lag, füllten die Einwohner die Mauerlücke wieder aus in Einer Nacht.

Am folgenden Tage staunte Sapor, und indem er darüber nachsann, glaubte er auf der Mauer einen Mann stehen zu sehen, der da angethan wäre mit dem kaiserlichen Schmuck. Natürlich glaubte er Konstantius zu sehen, gegen welchen er Krieg führte, und dräuete nun denen den Tod an, die ihn versichert hatten, daß der Kaiser in Antiochia wäre. Als er aber überzeugt ward, daß Konstantius wirklich abwesend sei, schoß er, sagt man, mit ergrimmtem Geist, gleichsam wider die Gottheit einen Pfeil gegen den Himmel ab.

Nun bat der heilige Ephrem, der in Nisibis war, den

großen Bischof auf die Mauer zu steigen, und den Herrn um Hülfe wider die Ungläubigen anzuflehen.

Jakob betete mit Inbrunst für die Stadt; da sandte Gott einmal ungeheure Schwärme einer Art von Fliegen, welche in die Rüssel der Elephanten, in die Ohren und Nüstern der Pferde und der Saumthiere eindrangen, und sie so wild machten, daß sie eine große Unordnung im Lager verursachten, und viele Perser von den Elephanten zertreten wurden. Sapor erkannte, daß die Gottheit selbst die Stadt beschützte, zog ab, und ließ das römische Reich neun Jahre in Ruhe, ohne daß ein Frieden wäre geschlossen worden.

b. Rettung der Stadt Orleans vor den Hunnen.

Zu der Zeit, da Attila mit Feuer und Schwert Gallien verwüstete saß auf dem bischöflichen Stuhle von Orleans der heilige Anianus, ein Mann, der mit hervorleuchtender Frömmigkeit ungemeine Klugheit, hinreißende Beredsamkeit und einen lebhaften, alle Weltverhältnisse schnell durchschauenden Geist verband. Als ein wahrer Nachfolger des großen treuen Hirten lag ihm nach dem Seelenheil seiner Heerde nichts so sehr am Herzen, als auch deren irdisches Wohl. Der Hunger seines Volkes war sein eigener Hunger, die Drangsale seiner Gemeinde seine eigenen Drangsale.

Sobald Anianus gehört hatte, daß Attila über den Rhein gegangen, alle feste Städte belagere und gegen das Herz von Gallien vorrücke, sah er sogleich ein, daß die Absicht des Attila vorzüglich auf Orleans gerichtet sein würde. Die Stadt beherrschte die Loire, und ihr Besitz sicherte dem Attila nicht nur seine schon gemachten Eroberungen, sondern auch einen jedesmaligen gefahrlosen Uebergang über diesen Fluß.

Mehrere Nächte durchwachte jetzt der heilige Bischof im Gebete, flehete inbrünstig um die Erhaltung der Stadt zu Gott, empfahl dessen mächtigem Schutze die ihm so theure Gemeinde. Aber auch die zeitlichen Mittel, welche Gott dem Menschen darbietet, nicht verschmähend, war er nun ebenfalls auf eine muthige Vertheidigung der Stadt gegen den Feind nicht minder bedacht.

Das Erste, was der erleuchtete Bischof vornahm, war, daß er sogleich selbst zu dem Oberfeldherrn Aetius nach Orleans ging. Dieser bewunderte die hohe Einsicht des

Mannes, dessen treffliche zum Besten der Stadt gemachten Vorschläge; mit Freuden bewilligte daher Aetius Alles, was der Heilige von ihm forderte. Die Besatzung von Orleans wurde unverzüglich verstärkt; der Alanen-Fürst Sangiban, welcher bis jetzt den Oberbefehl in der Stadt geführt hatte, dessen verrätherische Bewegungen aber der Wachsamkeit des heiligen Anianus nicht entgangen waren, und der daher seine gegründeten Vermuthungen dem Aetius mitgetheilt hatte, ward abberufen, ein anderer Kommandant an dessen Stelle ernannt, auch Befehl gegeben, so viele Arbeiter als nur möglich aufzubieten, um die Stadt, so weit es die Kürze der Zeit erlauben würde, durch Anlegung neuer Werke noch mehr zu befestigen. Uebrigens versprach Aetius, im Falle einer Belagerung, die Stadt noch in der ersten Hälfte des Junius zu entsetzen.

Anianus war noch nicht lange in der Mitte seines ihn mit Sehnsucht erwartenden Volkes angekommen, als Attila wirklich vor den Mauern von Orleans erschien, sein Lager im Angesichte der Stadt aufschlug, sie von der Landseite eng einschloß und sogleich die Belagerung begann. Muthig wurden die Angriffe der Feinde von den Belagerten zurückgeschlagen. Anianus ging öfters selbst auf die Mauern, ermunterte die Besatzung zum Kampfe, gab ihr seinen Segen, versprach ihr sichere Hülfe von Gott. Sobald man nur den heiligen Bischof erblickte, verschwand alle Furcht. Soldaten und Bürger thaten Wunder der Tapferkeit. Aber auch Attila, dem es um schnelle Eroberung der Stadt zu thun war, verdoppelte nun seine Anstrengungen. Tag und Nacht wurde gestürmt, und Sturmböcke, Mauerbrecher und andere Belagerungsmaschinen waren unaufhörlich in Bewegung. Bald droheten die Mauern einzustürzen. Der Muth fing an zu sinken. Mit jeder Stunde wuchs die Gefahr. Zwar rückte die Zeit des versprochenen Entsatzes heran; aber von einem Tage früher oder später hing jetzt die Erhaltung oder der Untergang von Orleans ab.

In dem festen Vertrauen auf den Schutz Gottes, und nachdem er vorher in der Kirche sein Herz vor Gott ausgeschüttet hatte, geht jetzt der heilige Anianus wieder auf die Mauern der Stadt, erhebt unter den Augen der zagenden Menge seine Hände zum Himmel, und hatte kaum einige Augenblicke in stillem Gebete verharrt, als auf einmal schwarze

Gewitterwolken sich von allen Seiten zusammenzogen. Plötzlich schienen alle Schleußen des Himmels geöffnet, und unter furchtbarem Donner und Blitz regnete es nun stromweise drei Tage ununterbrochen fort. In wenigen Stunden waren alle flache und niedere Gegenden überschwemmt, und die Belagerer sahen sich gezwungen, ihre Arbeiten einzustellen. An einen neuen Sturm auf die Stadt war nicht zu denken, besonders da der anhaltende Regen die Sehnen an den Bögen und andern Wurfmaschinen der Feinde so völlig erschlafft hatte, daß sie für jetzt gar keinen Gebrauch davon machen konnten.

Aber sobald die Witterung es erlaubte, ward die Belagerung heftiger als je wieder fortgesetzt. Während eines hartnäckigen und blutigen Sturmes, und als man jeden Augenblick die Stadt schon in der Hand des Feindes glaubte, floh Alles, was nicht Waffen tragen konnte, in die Kirche. In der Ueberzeugung, daß die Fürbitte ihres heiligen Bischofs bei Gott Alles vermöge, fleheten Matronen und Jungfrauen, Greise und Kinder zu dem heiligen Anianus um Rettung, Hilfe und Erhaltung der Stadt. Der Jammer des Volkes zerriß das Herz des heiligen Mannes; er ermahnte dringend zu festem Vertrauen in Gottes Allmacht, betete selbst laut und mit erhöhter Inbrunst zu Gott. Eine innere, nie trügende Stimme sagt ihm, daß sein Gebet erhört sei. Sogleich schickt er einen Boten auf die Mauern der Stadt, um zu sehen, ob man in der Ferne noch keine Hilfe erblicke. Doch mit verneinender Antwort kam der Bote zurück. Anianus schickte einen zweiten ab; aber auch die Antwort, die dieser brachte, war nicht minder trostlos. Endlich wird ein dritter hingeschickt und dieser kam zurück mit der Meldung, daß er eine kleine Wolke an dem äußersten Rande des Horizonts bemerkt habe. „Es ist die Hilfe des Herrn," rief jetzt der heilige Bischof, und alles Volk wiederholte: „Es ist die Hilfe des Herrn; die Hilfe des Herrn nahet sich unserer Stadt."

Eiligst begibt sich Anianus selbst auf die Stadtmauern; ihm folgt die zwischen Furcht und Hoffnung schwebende Menge. Alle Augen sind nach der Gegend gerichtet, wo die Rettung verheißende Staubwolke aufstieg. Endlich weht ein günstiger Wind den Staub seitwärts, da erblickt man deutlich die Schaaren des Aetius.

In demselben Augenblicke, da Orleans von den Hunnen genommen werden sollte, zog der tapfere Feldherr an der

Spitze der Legionen ein. Die überraschten und geschreckten Hunnen ergriffen die Flucht. Was von ihnen den Römern in der ersten Hitze in die Hände fiel, ward sogleich niedergehauen. Ein gräßliches Gemetzel, ein allgemeines Blutbad der Feinde stand bevor. Aber jetzt wurde Anianus auch für die Hunnen ein schützender Engel. Er hielt die Römer von fernerem Morden ab, nahm die gefangenen Feinde in seinen Schutz und sorgte dafür, daß sie menschlich und schonend behandelt wurden. So verherrlichte er den Namen Gottes, der ihm Barmherzigkeit erwiesen unter seinen Feinden, nachdem er die Wahrheit des Wortes erfahren, daß, wer unter dem Schirm des Höchsten wohnet, gleich einer festen Stadt sicher ist vor dem Feinde. (Ps. XXX, 22.)

(Dr. Herbst's Exempelbuch III.)

c. Bischof Ulrich.

Unter den traurigsten Verhältnissen trat Bischof Ulrich i. J. 924 das Bisthum Augsburg an. Durch ihre verheerende Streifzüge hatten die Ungarn und Slaven mehrere Gegenden Deutschlands zu wahren Wüsteneien umgestaltet. In der Stadt und im Bisthume Augsburg sah es gräßlich aus. Alle Kirchen, selbst der Dom, lagen in Schutt, die Häuser waren theils niedergebrannt, theils geplündert, die Dörfer eingeäschert, Tausende und Tausende von Menschen in der Stadt und auf dem Lande erschlagen, die Felder wüst und unangebaut. Man traf überall fast nur Greise und Kinder, die vergebens nach Brod schrien, Mütter, die um ihre im Kriege gefallenen Männer und Söhne jammerten, Leute, die von den Hunnen zu Krüppeln und Presthaften geschlagen waren. — Diesen betrübenden Anblick gewährte das Bisthum Augsburg, als Ulrich den bischöflichen Stuhl bestieg. — Fast Alles verzagte, nur Ulrich nicht. Fast Alles wollte verzweifeln, nur Ulrich hoffte. Unter dem Ausspruche: „auf Dich habe ich gehofft, o Herr, und ich werde in Ewigkeit nicht zu Schanden werden," — machte er sich an seine Aufgabe.

Er berief größtentheils auf seine Kosten geschickte Bauleute, ließ die Kirchen wieder erbauen und die Häuser ausbessern, die Felder bestellen. So hatte ihm Augsburg sein Wiedererstehen, das Stadt- und Landvolk die Rettung vor dem

Hungertode zu verdanken. Allein kaum waren so die Wunden geheilt; kaum hatte sich Stadt und Land von den Wehen des Krieges in etwas erholt, so drohte schon wieder eine neue, eine fürchterliche Gefahr. Die Ungarn machten einen neuen Raubeinfall in Deutschland, und stürzten zahlreich, wie ein Heer von Heuschrecken, wüthend wie scheugewordene Rosse, bis vor die Thore des damals schlecht befestigten Augsburg. Alles zitterte in Augsburg, nur Ulrich faßte Muth. Alles war kleinmüthig geworden, Alles hatte den Kopf verloren, nur Ulrich wußte zu rathen und zu helfen, denn er suchte Hilfe beim Herrn, er vertraute auf Gott, und sein Vertrauen ward nicht zu Schanden. „Wenn auch Heerlager wider mich sich anthürmen,“ rief er mit David aus, „so wird mein Herz nicht zagen, denn ich hoffe auf den Herrn.“ —

In dieser schrecklichen Noth, bei dieser allgemeinen Bestürzung, die damals in Augsburg herrschte, hatte Ulrich einen herrlichen, einen ewig preiswürdigen Gedanken. Schnell läßt er in ganz Augsburg verkünden, alle Mütter sollen ihre Säuglinge in die Domkirche tragen. Es geschieht. Nun läßt der heilige Ulrich alle diese unschuldigen Kindlein auf den kalten, steinigen Boden legen, rings um den Hochaltar her. Die Mütter müssen sich hinter ihren Kindern aufstellen, und auf die Knie fallen. Er selber aber, der heilige Bischof besteigt nun die Stufen des Altares, streckt seine Hände wie ein anderer Moses gen Himmel, zum Gebete, fällt auf seine Knie nieder und fängt an zu seufzen, zu schluchzen und zu weinen, zu beten und um Hilfe zu schreien. Es muß dieß ein herzzerreißender Anblick gewesen sein. Am Altare kniet und weint der heilige Bischof; rings um den Altar liegen auf kalter Erde Hunderte von Säuglingen, und wimmern und schreien; hinter ihren Säuglingen schluchzen und beten die frommen Mütter, hinter den Müttern stehen die zagenden Väter, die zitternden Greise, die jammernde Jugend. Barmherziger Himmel! wenn du je ein Gebet erhöret, so mußt du dieses erhören; wenn du je ein Wunder gewirkt, so hast du hier eines gewirkt. Die Hölle hätte sich über dieses Ereigniß in der Domkirche erbarmen, die Steine in einen Strom von Thränen ergießen mögen.

Und der Himmel war wirklich gnädig, und erbarmte sich der flehenden, der weinenden Stadt, und wirkte ein sichtbares

Wunder. Denn plötzlich ertönt die Freudenbotschaft: die Ungarn sind abgezogen, und haben schleunig die Flucht ergriffen. Ein Engel des Herrn mußte sie vertrieben haben. So war es Ulrich, der durch sein festes Gottvertrauen die Stadt Augsburg von ihrem nahen Untergange befreit hatte.

Kaum war indessen diese Gefahr vor den Ungarn vorüber, so drohte ein anderer Sturm über Augsburg, über Schwaben, ja über ganz Deutschland hereinzubrechen. Kaiser Otto I. hatte einen ungerathenen, einen gottvergessenen Sohn, den stolzen Ludolf, Herzog von Schwaben, der sich, wie einst Absolon gegen David, gegen ihn, gegen seinen eigenen Vater, den genannten Kaiser Otto mit den Waffen in der Hand empörte. Unter andern Fürsten ergriff der treulose Pfalzgraf Arnulph die Partei des Herzogs Ludolf; Bischof Ulrich dagegen blieb seinem Kaiser getreu. — Um nun den Bischof Ulrich zu zwingen, vom Kaiser Otto abzufallen und zu Herzog Ludolf überzugehen, fiel Pfalzgraf Arnulph in Augsburg ein, plünderte Alles, selbst die Kirche der heiligen Maria, und führte mehrere von den Leuten Ulrichs gefangen mit sich fort. — Da sich nun Ulrich in Augsburg nicht mehr halten konnte, flüchtete er sich mit den tapfersten seiner Leute in eine halbverfallene Burg zu Schwabmünchen, und ließ sie von Innen ausbessern, und von Außen mit Palisaden befestigen. — Arnulf rückte ihm nach, und belagerte die Burg. Nach menschlicher Berechnung schien Ulrich mit seinen Leuten unrettbar verloren. Denn Arnulph war ihm an Zahl weit überlegen, und die Burg konnte in der Eile nur schlecht befestiget werden. Aber auch hier zeigte Ulrich, wie fest er auf Gott vertraue. Wie zuvor in der Domkirche zu Augsburg fastete und seufzte er mit den Seinigen in der Burg zu Schwabmünchen, Gott möchte ihm in seinem Bruder Dietpold und im Grafen Adalbert Hilfe senden. Allein es vergeht der erste, der zweite und der dritte Tag, und noch kommt keine Hilfe. Schon fangen Ulrichs Leute zu zagen an; denn die Burg wird von den Feinden immer enger eingeschlossen, immer heftiger bestürmt. Aber Ulrich zittert nicht. Denn er vertraut auf die Hand des Allmächtigen. Er verdoppelt nur sein Gebet. Indessen vergeht auch der vierte, der fünfte, der sechste, der siebente und achte Tag, und noch will sich weder Graf Adalbert noch Graf Dietpold blicken lassen. — Der Herr wollte seinen Ulrich prüfen. Und Ulrich

ging bewährt aus dieser Prüfung hervor. Da er in seinem Vertrauen auf den Herrn nicht wankte, so brachte der neunte Tag die gehoffte, die heißerflehte Hilfe. Mit starker Heeresmacht rücken die tapferen Grafen Adalbert und Dietpold heran, hauen die Truppen Arnulphs theils nieder, theils jagen sie dieselben in die Flucht, und befreien so den heiligen Bischof mit den Seinigen. Nun war zwar Arnulph der Bundesgenosse Ludolfs, des undankbaren rebellischen Sohnes, geschlagen. Allein damit war die Flamme des Bürgerkrieges noch nicht gelöscht. Am Illerstrome nahe bei Illertissen stehen sich zwei furchtbare Heere kampfgerüstet gegenüber. Der Sohn zuckt das Schwert gegen den Vater, Herzog Ludolf gegen den Kaiser Otto. — Armes Vaterland, unglückliches Deutschland, so willst du wirklich in deinen eigenen Eingeweiden wühlen? War es nicht genug, daß Ungarn und Slaven dich verwüstet, und deine Söhne hingeschlachtet haben? Sollen nun auch Deutsche Deutschland verwüsten, Deutsche Deutsche niederhauen? Nein! dahin soll es, dahin wird es nicht kommen! — denn noch lebet Ulrich, der heilige Bischof! — dieser rettet das Vaterland, verhindert durch sein Gebet und sein Gottvertrauen den fürchterlichen Bürgerkrieg. Nach einem heißen, vertrauensvollen Gebete stellt sich Ulrich in die Mitte der beiden Heere, zwischen Vater und Sohn, und sucht zu vermitteln. Er bittet und beschwört, warnt und droht; — und er siegt und dringt durch. Denn der Sohn reicht seine Hand zur Abbitte, der Vater zur Verzeihung. Otto und Ludolf fallen sich in die Arme und weinen, und die beiden Heere ziehen friedlich vom Wahlplatze. — Doch schon im folgenden Jahre drohte eine neue Gefahr. Die Ungarn kommen wieder in solcher Zahl vor die Thore Augsburgs, daß sie von sich selber sagten: „Unsere Pferde werden in Deutschland die Flüsse und Seen austrinken, und mit ihren Hufen die Städte zerstampfen. Wenn uns nicht die klaffende Erde verschlingt oder der einstürzende Himmel bedeckt, so können wir nicht besiegt werden.“ Wohl hätten sie Recht gehabt, wenn im Jahre 955 kein Ulrich in Augsburg gelebt hätte. Denn wieder war es Ulrich mit seinem Gottvertrauen, dem Deutschland seine Rettung verdankt. Schnell schickte nämlich Ulrich Eilboten an Kaiser Otto, ihn vom Einfalle der Ungarn in Kenntniß zu setzen. Bis Otto mit seinem Heere heranrückte, wußte der kluge Ulrich die feindliche Macht

hinlänglich zu beschäftigen. Am 8. August traf Otto mit seinen Kriegsschaaren in und bei Augsburg ein. Beim Anblick der fürchterlichen ungarischen Heeresmacht hätte er beinahe zu zagen angefangen. Allein Ulrich ermannte und ermuthigte ihn. Er hält an ihn und das deutsche Heer eine feurige Rede. Jeder Deutsche entbrannte dadurch vor Muth und Kampfeslust. Sodann las Ulrich die heilige Messe und theilte an das ganze Heer der Deutschen die heilige Kommunion aus. Also gestärkt rückt Kaiser Otto mit seiner Heeresmacht den Ungarn auf dem Lechfelde entgegen. Die Schlacht beginnt! Es war am Tage des heiligen Laurentius, am 10. August. Die Ungarn stehen fest wie eine Mauer. Sie werfen sogar die Böhmen zurück; die Deutschen zagen, die Ungarn scheinen zu siegen. Da reitet Ulrich unter den Deutschen herum, ohne Helm und ohne Panzer, ohne Schild und ohne Schwert, blos geziert mit der Priesterstole. Um ihn regnet es Pfeile und Steine. Allein er bleibt unversehrt, denn er stehet unter dem Schutze des Allerhöchsten. Voll von seinem Gottvertrauen ist er des Sieges gewiß, da ruft er den Deutschen zu: „Vorwärts Kinder, nur muthig gekämpft! Gott ist mit uns, wir werden, wir müssen siegen.“ Und mit Sturmeswuth fällt Deutschland über Ungarn her. Und Deutschland siegt, — Ungarn unterliegt. Die Ungarn fliehen, fallen, ertrinken im Leche, nur wenige bringen die traurige Niederlage ins unglückliche Vaterland. — (Aus einer Predigt von Dr. Jos. Zinsler.)

---

2. Setze auf Gott deine ganze Hoffnung, oder: König Wenzeslaus.

Wenzeslaus, König von Böhmen, zog ins Feld. Es wurde aber sein ganzes Heer und er selbst mit den Trümmern seiner Macht gefangen genommen. In der Gefangenschaft nun ward er gefragt, wie ihm zu Muthe wäre? Und er antwortete: „Niemals besser; denn da ich noch von aller menschlichen Schutzwehr umgeben war, ward mir kaum Zeit gegeben an Gott zu denken; nun aber, aller jener Hilfe beraubt, denke ich nur an Gott allein, und ich setze auf ihn meine ganze Hoffnung; denn er, ich weiß es gewiß, wird

mich nicht verlassen, sondern mich erhören, wenn ich ihn anrufe. — (Aeneas Sylv. in hist. Bohemica u. Dr. Haid.)

---

3. Hoffnung auf Gott läßt nicht zu Schanden werden, oder: der heilige Franz von Sales.

Der heilige Franz von Sales war von so großem Vertrauen auf Gott belebt, daß mitten unter den größten Unglücksfällen nichts vermögend war, den Frieden seiner Seele zu stören. — Ich kann es mir nicht denken, sprach er, daß, wer an eine unendliche Vorsehung glaubt, die sich in ihrer Fürsorge bis auf das geringste Gewürm erstreckt, nichts Gutes von Allem erwarte, das nach Gottes Anordnung über ihn ergeht." Derselbe Heilige erfuhr nun schon in seiner Jugend, wie gut es sei, alle seine Sorge auf den Herrn zu werfen. — Er befand sich damals in Rom und wohnte in einem Gasthause nahe an der Tiber. Eines Tages schaffte ihn mit seinen Dienern der geizige Gastwirth aus dem Hause, weil eine Herrschaft angekommen, von der die Gewinnsucht des Wirthes noch mehr zu profitiren hoffte. Der fromme geduldige Jüngling sprach blos: „der Wirth ist Herr seines Hauses; will er uns nicht mehr behalten, so müssen wir weiter. Ich hoffe auf den Herrn, Er wird Alles zu unserm Beßten lenken." Und sogleich bezog er mit seiner Dienerschaft und dem Reisegepäcke ein von der Tiber entlegenes Gasthaus. Kaum war er daselbst angekommen, so fiel ein gewaltiger Platzregen und die Gewässer schwollen so sehr an, daß das Haus, welches der Heilige eben verlassen hatte, von den Fluthen der Tiber unterwühlt wurde, und über alle seine Bewohner zusammenstürzte, ohne daß nur Einer gerettet wurde. (Silbert's Hausb. S. 326 u. 352.)

---

4. Hoffnung auf Gott läßt nicht zu Schanden werden, oder: Der heilige Ignatius.

Ein beinahe ähnliches Beispiel, wie der Herr das Vertrauen, das man auf seine Hilfe setzt, oft schon hier belohnt, lesen wir vom heiligen Ignatius. — Als dieser große Diener Gottes von Jerusalem zurückkehrte und nach Cypern gekom-

men war, wollte er sich einschiffen um nach Italien zu fahren. Es waren daselbst 3 Schiffe segelfertig. Das eine gehörte den Türken, das andere, das groß und im trefflichen Zustande war, den Venetianern, das dritte aber war klein, alt und im schlechten Zustande. Viele verwendeten sich nun bei dem Patron des venetianischen Schiffes, er möchte den armen Pilger mitnehmen, es werde ihn gewiß nicht reuen, da der Pilger ein heiliger Mann sei. Allein der Patron verlangte Bezahlung, und erklärte, daß, wenn für den Pilger nicht bezahlt würde, dieser selbst sehen sollte, wie er nach Italien komme; ja, er setzte spottend hinzu, wenn er ein Heiliger sei, so könne er wohl auch ohne Schiff über das Meer spazieren. — Ignatius war nun genöthigt, in jenes kleine, schlechte Schiff zu steigen, wo man ihn aus christlicher Nächstenliebe gerne aufnahm, und seiner Frömmigkeit wegen hochschätzte. — Hierauf segelten alle drei Schiffe am nämlichen Tage und zur selben Stunde unter günstigem Winde ab. Doch nicht lange, und das Meer ward durch einen furchtbaren Sturm in Aufruhr gebracht; das türkische Schiff ging unter, das venetianische wurde an eine Sandbank verschlagen, und zerfiel in Trümmer, und nur das arme Fahrzeug worin der Heilige war, landete glücklich im Hafen, wiewohl dasselbe allem menschlichen Anscheine nach — am ersten hätte zu Grunde gehen müssen. — Also beschützt der Herr diejenigen, die auf ihn ihre Hoffnung setzen. — Gerade oft da, wann es scheint, als sende er ihnen Trübsal, behütet er sie vor Gefahren, denen sie sonst zum Raube geworden wären!

---

5. Die christliche Hoffnung macht furchtlos, oder Der heilige Martinus.

Als einst ein Kriegsknecht den Arm erhoben hatte, um dem heiligen Martinus das Haupt mit dem Säbel zu spalten, und wahrnahm, daß der Heilige nicht das geringste Zeichen der Furcht äußerte, sprach er zu ihm: „Wie? du zitterst nicht?!“ — „Warum soll ich zittern? antwortete Martinus; der Tod ist ja nichts Böses, — ich betrachte ihn vielmehr als meinen letzten Freund auf Erden, der mich von

dieser Welt in eine bessere führen will, — und ich sehne mich darnach weil ich durch ihn das ewige Leben hoffe."

6. Die christliche Hoffnung muß von heilsamer Furcht begleitet sein, oder: Ein Gleichniß des heiligen Makarius.

Wie gar wohl verträglich die heilsame Furcht mit der christlichen Hoffnung sei, zeigt uns der heilige Makarius in einem trefflichen Gleichnisse. „Gleichwie der Kaufmann auf offener See, selbst auch wenn die größte Meeresstille herrscht, dennoch immer in Angst und Furcht lebt, es möchte ein Sturm kommen und ihm alle seine Hoffnungen vereiteln: so sind auch fromme Christen immer in Furcht, selbst auch wenn ihnen die Gnade des heiligen Geistes fühlbar und freundlich entgegenwehet; denn sie denken wohl daran, daß auch gar leicht die Stürme der Versuchungen und Anfechtungen sich erheben können. Wie daher die Schiffer immer Geräthe und Werkzeuge bei sich haben, um gegen den Sturm zu kämpfen und das Schiff zu retten, so steht auch der Fromme immer bewaffnet da, um den Sturm und Angriff seiner innern und äußern Feinde aushalten zu können. Der Kaufmann hofft und fürchtet; der gute Christ thut desgleichen.

(S. Macar. hom. 45.)

7. Die christliche Hoffnung muß mit Geduld gepaart sein, oder: Die heilige Katharina von Siena.

Von ganzem Herzen hoffte die heilige Katharina von Siena, diese große Jugendheldin des vierzehnten Jahrhunderts, auf Gott; er allein war der Gegenstand all ihres Sehnens und sie wünschte nichts weniger, als nur dieß, ewig bei ihm zu sein, ihn ewig zu genießen. Ihre Sehnsucht war so groß, daß sie oft ausrief: „Ach, warum muß ich doch so lange hoffen, warum wird mein Verlangen nicht gestillt!" — Voll dieser heiligen Sehnsucht lag sie einmal wieder auf den Knieen und betete voll Inbrunst des Herzens zu Gott: „Du weißt es, o Herr, du Freude meiner Seele!

daß ich auf Erden nichts verlange, als nur einzig und allein dich. Du weißt es, daß alles Irdische mich anekelt, und daß ich nur seufze nach Vereinigung mit Dir. Warum läßt du mich nun so lange warten? du Bräutigam meiner Seele? Warum so lange hoffen und sehnen nach deinem ewigen Besitze? Warum rufest du mich nicht aus diesem Thränenthale zu dir in mein himmlisches Vaterland? O stille doch meine Hoffnung und mein heißes Verlangen!" — So sprach und betete die Heilige am Fuße des Kreuzes. Siehe da, plötzlich erscholl eine Stimme in ihren Ohren; es war, als ob der göttliche Heiland vom Kreuze herab zu seiner treuen Dienerin spreche: Meine Tochter! habe doch Geduld und harre aus in deiner Hoffnung, bis es der Wille deines himmlischen Vaters ist, dir dieselbe zu stillen. O auch ich habe während meiner irdischen Wanderschaft gar oft verlangt, daß mein Aufenthalt auf Erden abgekürzt und meine Rückkehr zur Herrlichkeit des Vaters beschleunigt werden möchte; dennoch wanderte ich volle drei und dreißig Jahre im Thale der Thränen umher, auf daß ich den Willen des Vaters erfüllte und mein Werk vollendete. Darum hoffe und harre!" — Voll süßen Trostes erwiderte hierauf die heilige Katharina: „O mein Geliebter! wie Honig erquicken und stärken deine göttlichen Worte mein schwaches Herz. Ich will hoffen, ich will harren in unendlicher Geduld, bis es des Herrn Wille ist, mein heißes Sehnen und Hoffen zu stillen. Gib mir nur Kraft und Stärke, daß ich auch die Leiden und Dornen des Lebens willig und geduldig trage; bis ich in ewiger Vereinigung mit dir mich erfreue, mein Jesus, meine Liebe, mein Alles!" —

(Ludov. Granad. serm. de Assumt.)

---

8. Vertraue nicht auf die Gunst der Großen, oder: Der heilige Vinzentius Paulus.

Dieser Heilige ruft uns allen zu: „Ich ermahne dich, stütze dich nicht auf die Freundschaft, noch auf den Schutz der Menschen; denn nimmermehr vermögen sie es aus sich selbst, dir zu helfen. Sieht aber der Herr, daß wir uns auf sie stützen, so entfernt er sich von uns." — Wozu er uns hier ermahnt, das beobachtete er selbst treulich; nie suchte er

Hilfe bei Menschen, nie bewarb er sich um die Gunst oder den Schutz der Großen und Mächtigen der Erde, vielmehr schlug er solchen sogar aus, wenn er ihm freiwillig angeboten ward. Einst ersuchte ihn der Gouverneur einer Stadt, er möchte sich für ihn bei Hofe in einer Angelegenheit verwenden, die äußerst wichtig für ihn war, und versprach ihm dagegen, um ihn hiezu zu vermögen, er wolle mit ganzer Kraft seine Missionäre beschützen, die von einigen Großen hart bedrängt wurden. Der Heilige antwortete ihm: Gern will ich Ihnen in Allem dienen, was von mir abhängt; hinsichtlich jener Congregation aber, für die Sie mir Ihren Schutz verheißen, bitte ich Sie, solchen in den Händen Gottes und der Gerechtigkeit zu lassen." Sein fester Grundsatz war, Nichts durch das Ansehen und die Gunst der Menschen zu wollen. —

9. Vertraue nicht auf die Gunst der Großen, oder: Die heilige Franziska von Chantal.

Der Bruder der heiligen Franziska von Chantal, der Erzbischof zu Bourgos war, ermahnte sie, der Königin zu schreiben, die sich ihrem und ihres Ordens Gebete empfohlen hatte, weil ein solcher Schutz ihr höchst nützlich seyn könne. Sie aber ließ ihrem Bruder bloß sagen, es werde für ihre Majestät gebetet werden. Hinsichtlich des Schreibens jedoch blieb sie standhaft auf ihrer Weigerung, und sprach zu ihren Nonnen: Ich kann und darf dieß nicht thun. Wir müssen demüthig bleiben und gern ein verborgenes Leben führen. Suchen wir durchaus kein Mittel, die Zuneigung der Großen zu gewinnen. Wenn wir vor Gott thun, was wir ihnen schuldig sind, und für ihre Erhaltung, für ihre Wohlfahrt, zumal aber für ihr Seelenheil beten, so wird Gott, der die Sorge für uns übernommen hat, sie uns geneigt stimmen, sobald wir ihres Schutzes bedürfen. — (Silbert.)

10. Vertraue nicht auf irdische Macht, oder: Saladin.

Saladin, jener mächtige Herrscher Asiens, war dem Tode nahe; da ließ er seinen Fähndrich zu sich kommen und

übergab ihm ein weißes Tuch mit den Worten: Siehe, immer war es dein Geschäft, die Zeichen des Krieges und Sieges im Felde und im Triumphe vor mir herzutragen; ich will nun, daß du mir auch vor meinem Hinscheiden noch die Todesfahne voranträgst. Nimm daher dieses große, weiße Tuch, halte es empor und durchwandre die Reihen meiner Soldaten und die Gassen und Strassen meines Reiches, und sage es Allen laut und ernst: Sehet, der große Saladin stirbt, der Gebieter des Orients; und von allen seinen Waffen und von all seinen Siegeszeichen nimmt er Nichts mit sich ins Grab, als nur dieses weiße Leichentuch; in dieses hüllt man ihn ein und übergibt ihn den Würmern zur Speise." —

(Marchant. pag. 265).

11. Vertraue nicht auf das Glück, oder: der ernste Gedanke.

Der Perserkönig Xerxes hatte ein ungeheures Heer aus Asien nach Griechenland herübergeführt, um das Griechenvolk total zu vernichten. Stolz auf seine unermeßliche Heeresmacht hielt er sich für unbesiegbar. Am Ufer des Hellesponts kam dem König die Lust an, sein ungeheures Heer zu Land und zu Wasser auf einmal zu übersehen. Die Bürger von Abydus bauten daher einen hohen Thurm von weißen Steinen auf, von welchem herab er eine weite Gegend überschauen konnte. Er sah die tausende von Schiffen und die Millionen von Menschen anfangs mit freudigem Erstaunen, zuletzt mit Wehmuth und Thränen an. Seine Hofleute verwunderten sich darüber. „Ach — sprach er, — mir fällt eben ein, daß von allen diesen nach Hundert Jahren kein einziger mehr da sein wird!" — Und er hatte sich nicht getäuscht; in wenigen Tagen schon war von diesem ungeheuren glänzenden Heere nur ein kleiner Theil mehr übrig, der sich glücklich schätzte, mit seinem Könige eiligst nach Asien zurückkehren zu können. — Ach, was ist eine Heeresmacht gegen den Herrn der Heerschaaren, wer nicht auf ihn vertraut, dem helfen eiserne Waffen und Millionen, die sie tragen, wenig oder gar Nichts.

12. Vertraue nicht auf das Glück, oder: Die besiegten Könige am Triumphwagen des Siegers.

Wie wankelmüthig das Glück und all die Seligkeiten dieses Lebens sind, zeigt uns die uralte Geschichte in einem wehmüthigen Zuge. Der ägyptische König Sesostris hatte viele Länder erobert und viele Könige besiegt und zu seinen Sklaven gemacht. Der stolze Eroberer wußte nun nicht, was er in seinem Uebermuthe Alles anfangen sollte. Die überwundenen Könige und Fürsten mußten ihm zu bestimmten Zeiten in eigener Person Geschenke nach Aegypten bringen, und wann es dann gerade einen feierlichen Zug etwa nach einem Tempel oder einer Stadt gab, so spannte er sie wie Thiere vor seinen Wagen. Einer dieser beschimpften Könige gab dem Barbaren das Grausame dieser Behandlung einst treffend zu verstehen. Während er den Wagen zog, blickte er immer starr auf das eine Rad zurück. Sesostris fragte ihn, was er dabei dächte. „O König!“ antwortete der Unglückliche: „das Umdrehen des Rades erinnert mich an den Wechsel des Glückes! Wie jeder Theil des Rades jetzt oben und gleich unten ist, so ist der, welcher heute auf dem Throne sitzt, oft morgen in die schmählichste Knechtschaft gestürzt.“ — Sesostris fühlte sich getroffen und wurde menschlicher. —

(Annegarn.)

---

13. Die Verzweiflung, oder der Tod eines ausschweifenden Jünglings.

Der berühmte Abt und Domherr Alexander Fürst von Hohenlohe-Waldenburg erzählt uns in seinem Werke: „Lichtblicke und Erlebnisse aus der Welt und dem Priesterleben,“ folgende erschütternde Scenen aus dem Leben eines ausschweifenden Jünglings, der an seiner Seligkeit und an seinem Heile verzweifelte. „Als ich zu B. als geistlicher Rath angestellt war,“ so lauten die Worte des Hochw. Hrn. Erzählers im Auszuge, „und daselbst auch den Verrichtungen der Seelsorge oblag, trug es sich im Jahre 1819 zu, daß B. W.**, den ich früher auf öffentlichen Promenaden und in Vereinen kennen gelernt hatte, an den Folgen seiner Ausschweifungen, mit Lungensucht und Abzehrung behaftet, ret-

rettungslos auf das Krankenbett geworfen wurde. So gefährlich auch sein Zustand war, so wollte er doch von einem Geistlichen durchaus Nichts wissen. Nur hin und wieder that er die Aeußerung: „dem Hohenlohe bin ich gut, und könnte zu ihm als Mensch Vertrauen haben! — Vielleicht würde Hohenlohe durch einen Besuch Etwas ausrichten.“

Ich brachte dieß alsbald in Erfahrung und unterzog mich mit Freuden einem Geschäfte, von dem ich das Beste hoffte; allein, wie täuschte ich mich! Beim ersten Besuche ging es noch gut, ich äußerte ihm meine herzliche Theilnahme, sprach mancherlei über seine kränklichen Umstände u. s. f. Als ich ihn verließ, eröffnete er mir den Wunsch es würde ihn freuen, wenn ich ihm zuweilen ein Stündchen schenken möchte, wo wir vertraulich plaudern könnten. Ich versprach es ihm und ging . . . . . Nachdem ich ihn auf solche Weise bereits zum dritten Male besucht hatte, und ihn gerade schwach und schlecht fand, äußerte er sich, auf seine zwei Pistolen über dem Bette hinblickend: „Wenn das Ding noch lange so fortgeht, so werde ich der Sache ein schnelles Ende machen.“ — Nicht doch, lieber W.**, sprach ich; das kann nicht ihre ernstliche Willensmeinung sein; ich halte sie für zu edel, als daß sie einer solchen Schwäche je fähig sein könnten. Ausharren im Unglück ist groß und edel, und lohnt sich hier und dort. . . . . Warum denn nicht zur Religion seine Zuflucht nehmen, die eine so milde, so liebreiche Trösterin in allen Lagen und Leiden dieses Lebens ist? — Freund! erwiderte er, — das ist für mich zu spät! Als ich noch ein Knabe war, da wurde der Katechismus mir mit Schlägen eingebläut; in spätern Jahren vergaß ich das Erlernte allzu leicht, und im Gewühl des Lebens mochte und wollte ich der Religion nicht gedenken. — Glauben Sie mir, antwortete ich hierauf, je mehr Sie von ihr sich entfernten, um so näher will sie sich an ihr trostbedürftiges Herz legen; denn ich kenne Einen, der das liebreiche Wort nicht minder von Ihnen, als von uns Allen sprach: „Ich bin gekommen, zu suchen was verloren war!“ — Lieber Fürst, sagte er, ich danke Ihnen für Ihr Wohlmeinen, doch lassen wir das; es ist zu spät. Ist Etwas, so stehts nicht gut mit mir, ist Nichts, warum mir Grillen in den Kopf setzen, die dann doch zu Nichts führen? Somit schloß sich für dießmal unsere Unterredung; ich schied bekümmerten Herzens von ihm.

Nach acht Tagen trat ich wieder zu seinem Krankenbette; ich fand ihn munter und heiter. Darum glaubte ich diesen Augenblick nützen zu müssen, um ihn mit einem innigen Vertrauen auf Gottes unendliche Erbarmungen zu erfüllen. Ich öffnete vor ihm mein ganzes Herz und sprach mit Liebe und Wärme; doch umsonst. — Mich macht das unruhig, erwiderte er; lassen Sie mich in meiner gewohnten Art und Weise zu denken! Für mich ist Alles zu spät! — — Alles umsonst! — Nach zwei Tagen kam sein Arzt zu mir und erklärte, die Krankheit habe eine schnelle üble Wendung genommen, und er könne mit jedem Tage auslöschen. Nie werde ich dieses Tages vergessen. Es war Fasching-Sonntag. Als ich eben in sein Zimmer trat, saß er bei seinem kleinen Tisch'chen ganz angezogen und mürrisch da und verzehrte seine Speisen mit einer Gier, die bei solchen Krankheiten sichere Anzeichen des nahen Todes sind. „Wie geht es Ihnen, lieber W.**? — Gut! war seine kurze Antwort. — Ich: das finde ich eben nicht; Sie sehen übel aus. — Er: (in den Spiegel blickend) Pah! Ich habe ja rothe Röschen auf den Backen; wird schon besser werden, und diesen Sommer werde ich mich in Karlsbad gut herstellen! — Ich wünsche es von Herzen; aber ich muß Ihnen gestehen, ich fürchte das Gegentheil. Aufrichtig gesagt, Ihre Lage ist bedenklich; es wäre sehr zu wünschen, daß Sie auf die Ankunft des Herrn sich bereiteten, Ihre Lampen mit Oel füllten und sich ruhig in die Arme Ihres erbarmenden Gottes werfen möchten, der ja den Tod des Sünders nicht will, sondern daß er sich bessere und lebe! Theurer W.**, ich bitte, ich beschwöre Sie, widerstehen Sie doch nicht mit solcher Erhärtung der Gnade, die sich Ihnen naht. Denn auch Gottes Langmuth hat ihre Gränzen, und wenn seine Erbarmung nicht angenommen wird, muß seine Gerechtigkeit Platz greifen. . . . . In Wuth gerathend, schrie er: Packen Sie sich zum Teufel und lassen Sie mich in Ruhe! Soll ich crepiren, nun so will ich crepiren; von Pfaffereien will ich nichts wissen. — Gut, ich werde gehen, sprach ich; doch ich will zuvor meine Schuldigkeit thun und — für Sie beten! —

Nach kurzem Gebete sprach ich zu ihm: Leben Sie wohl; vor Gottes Gericht sehen wir uns wieder! — Dieß war mein letztes Wort. Ich sah ihn auch nicht wieder; denn um

4 Uhr Nachmittags, einen Fluch ausstoßend, überfiel ihn der Blutsturz und stehend fiel er todt zusammen.

14. Die Vermessenheit, oder: Verschub der Besserung.

Der berühmte Thomas Morus, Kanzler von England, pflegte oft, um vor der Thorheit zu warnen, die das ewige Loos der Seele dem letzten Augenblicke anvertrauen will, folgende Geschichte von einem leichtfertigen Christen seiner Zeit zu erzählen. Dieser Mann, an welchem außer sorgloser Willkühr und Wüstheit Nichts Ausgezeichnetes war, wurde von Thomas Morus selbst, wie von andern Freunden oft und dringend ermahnt, daß es Zeit wäre, bessere Wege einzuschlagen. — Allein so viele Mühe sie auch anwandten, ihn in den engen Kreis der göttlichen Gesetze zurückzuführen, so verachtete er doch hartnäckig alle diese freundlichen Warnungen und setzte höchstens nur seinen Lieblingsspruch entgegen, mit welchem er bei jeder Gelegenheit herauszurücken gewohnt war. — Wenn es, sagte er, mit mir einmal zu Ende geht, so habe ich drei Worte nur nöthig, um die Vergebung der Sünden sammt der Seligkeit zu gewinnen. (Miserere mei Deus, erbarme dich meiner, o Gott.) Und so groß die Prahlerei war, mit welcher er diesen Spruch deklarirte, den er mit enthusiastischer Lobpreisung der Niemanden verdammenden, grenzenlosen, unerschöpflichen und gleichsam ungerechten, göttlichen Güte auszuschmücken wußte; so plump war auch die vermessene Sicherheit, mit welcher er diesem Widerspruche vertraute. —

Aber nur zu bald ergab es sich, welch' ein eitler Prophet er gewesen; denn da er einst sehr munterer Laune über eine Brücke ritt, ward sein Pferd scheu und warf ihn so gewaltig ab, daß er in die Mitte des reißenden Stromes hinabstürzte und rettungslos verloren war. Im Sturze aber, ehe ihn die Wellen verschlangen, hörte man ihn rufen: Hol' Alles der Teufel!" —

(Marchant hort. past. u. Hohenauers Blumenlese.)

15. Die Vermessenheit, oder: Der sizilianische Handelsmann.

In Sizilien war ein reicher Handelsmann; dieser ließ

sich mit einer leichtferrigen Person des andern Geschlechts in ein sündhaftes Verhältniß ein, nahm sie endlich in's Haus, und später auch sogar auf seinen Handlungsreisen mit. Da suchte ihn der liebe Gott mit einer schweren Krankheit heim, um ihm die Augen zu öffnen. Auf das dringende Zureden des Beichtvaters ließ er sie aus dem Hause weisen und versprach sich vom Herzen zu bekehren. Allein kaum war er wieder gesund, so nahm er sie auch wieder zu sich. Bald erhob sich ein heftiger Sturmwind auf dem Meere, wo Er sich mit ihr in Einem Schiffe befand. Das Schiff scheiterte. Indessen hatte er mit seiner ehrlosen Gesellschafterin das Glück ein Brett zu ergreifen. Sie schwammen beide mehrere Tage auf dem wüthenden Meere umher, erweckten Reue und Leid über ihre Sünden, versprachen Gott, wenn er sie retten würde, sich auf der Stelle zu trennen und ein strenges Bußleben zu führen. So kamen sie glücklich ans Land; sie trennten sich auch wirklich. Allein nach wenigen Tagen, als der Schrecken vergessen war, suchten sie sich wieder auf, und lebten wieder, wie vorher. Endlich suchte ihn Gottt abermal mit einer Krankheit heim. Die Aerzte gaben ihn verloren. Jetzt ließ er einen Beichtvater rufen und die lüderliche Person ohne Barmherzigkeit aus dem Hause jagen. Auch versprach er Gott und dem Beichtvater Alles, und Jeder glaubte, es wäre ihm recht Ernst; Alles erfreute sich über seine Bekehrung. Als sich aber nach einigen Tagen seine Krankheit änderte, und die Aerzte ihm sagten, er wäre außer Gefahr, ließ er sogleich die Dirne zu sich rufen, bat sie um Verzeihung wegen der Verstoßung, und, indem er ihr die Hand reichte, — war er todt.

(Haubs Homilien S. 167.)

16. Vermessenheit, oder: Der Abt Arsenius.

Der Abt Arsenius saß einst in seiner Zelle, da hörte er eine Stimme, die zu ihm sprach: Komm, Arsenius! und ich will dir die Werke der Menschen zeigen. — Unter Anderm erblickte nun Arsenius einen Mann, welcher Holz fällte, dasselbe in einen Bündel zusammenlegte und dasselbe auf seine Schultern zu nehmen versuchte; allein wegen zu großer Schwere konnte er es nicht. Anstatt Etwas hinwegzunehmen,

um die Bürde zu erleichtern, machte er sich nochmal und wiederholt auf, um aufs neue Holz zu fällen, und es dem vorigen beizulegen. Da wunderte sich Arsenius über die Thorheit dieses Mannes, der eine so mühevolle und vergebliche Arbeit unternahm; die Stimme aber sprach: „Dieser Mann sinnbildet alle diejenigen, welche mit vielen und großen Sünden belastet sind; wenn es sich aber um Buße und Besserung handelt, wollen sie Nichts davon wissen; häufen vielmehr neue Sünden auf, und sündigen so in ihrer Vermessenheit fort, bis sie endlich von der Größe und Schwere ihrer Sündenlast in den Abgrund der Hölle hinabgezogen werden." Der Vermessene, welcher seine Bekehrung von Tag zu Tag verschiebt und immer aufs neue fortsündigt, gleicht einem Menschen, welcher zu einer ohnehin schweren Last, die er kaum mehr heben kann, immer noch eine neue auflegt, und dabei hofft, daß er sie dennoch werde leicht ertragen können. —

---

17. Vertraue stets auf den Herrn, oder: Der heilige Bernhard.

In dem Kloster, welchem der heilige Bernhard vorstand, gebrach es einmal an Salz. Bernhard berief einen der Genossen, Namens Gilbert, und sagte zu ihm: Mein Sohn, nimm das Lastthier, zieh auf den Wochenmarkt und kaufe uns Salz! Da der Abt Nichts vom Gelde hören ließ, die Kosten des Einkaufs zu bestreiten, fragte Gilbert: Aber, wo ist das Geld dazu? — „Lange schon habe ich kein Geld mehr gesehen, antwortete ihm der Abt, denn derjenige, dem wir unsere Habe und Schätze anvertraut haben, hat sie im Himmel aufgehoben." — Der Bruder lächelte und sprach: „Gehe ich leer aus, so kehre ich leer wieder heim." Da entgegnete der Abt: Fürchte Nichts, mein Sohn! und gehe im Namen Jesu; vertraue nur und er wird mit dir sein und dir bescheeren, um was du im Gehorsame ausgehest. — Gilbert empfieng den Segen des heiligen Abtes, nahm das Lastthier und ging kopfschüttelnd und ungläubig dem Marktflecken zu. In der Nähe desselben begegnete ihm ein Priester, welcher ihn, freundlich grüßend, um seine Sendung befragt. Gilbert erzählt, wie es stehe; der fremde Priester aber nimmt ihn mit nach Hause, beschenkt ihn mit einem

halben Schäffel Salz und noch dazu mit einigen Gulden. Als er wieder heimgekehrt freudetrunken dem Abte erzählte, wie gut es ihm gegangen, sagte dieser zu ihm: „Mein Sohn, keines Dinges bedarf der Mensch so sehr, wie des Vertrauens; vertraue stets dem Worte des Herrn, und es wird dir wohlgehen alle Tage deines Lebens.“

18. Gott verläßt die Seinen nicht die auf ihn vertrauen.

Eine Obsthändlerin in einem unbedeutenden Städtchen unsers deutschen Vaterlandes hatte in einem strengen Winter ihren Gatten durch ein Nervenfieber verloren. Seine Pflege verzehrte den letzten Kreuzer; sie mußte ihren Handel vernachläßigen, der ohnehin im Winter wenig einbrachte, und gerieth auf solche Weise alsbald in Armuth, so daß sie nicht wußte, wie sie ihre drei Kinder ernähren sollte. Ueberdieß nahte der Georgitag heran, an welchem sie den Miethzins für ihre Wohnung zu bezahlen hatte. — In dieser Bedrängniß wendete sie sich voll kindlichen Vertrauens zu Gott, von dem allein Hilfe kommen konnte. Oft lag sie mit ihren lieben Kindlein vor einem kleinen Bilde, dem Einzigen, was sie noch hatte, und das den heiligen Hieronymus vorstellte, auf den Knieen, und flehte zu Gott, daß er sich ihrer erbarmen, und sie nicht möchte vor Hunger verschmachten lassen. — Das Gebeth, bei welchem häufige Thränen floßen, erleichterte ihr Herz; aber dadurch wurde die Noth noch nicht gehoben. Der Hauseigenthümer war ein hartherziger Mann, welcher, da die Arme den Hauszins nicht bezahlen konnte, ihre wenigen Habseligkeiten, die ohnehin nur noch aus Bett, Tisch, Sessel, Schrank und dem genannten Bilde, einem theuern Erbstücke von der seligen Großmutter, bestanden, als Pfand wegnahm und versteigern ließ. — Für Bettzeug, Schrank, Tisch und Sessel ging nur geringes Geld ein; für das Bild aber, welches ein Maler und Kunstkenner, die beide bei der Versteigerung gegenwärtig waren, lange und aufmerksam betrachtet hatte, bot der erstere drei Gulden. Der Kunstkenner verdoppelte das Angebot. Der Maler stieg sogleich auf zwanzig Gulden, um den Kunstkenner von höhern Angeboten abzuschrecken; dieser aber,

welcher den Werth des Bildes ebenso zu schätzen wußte, wie der Maler, bot fünfzig Gulden, und so überboten sie sich wechselweise bis auf sechs Hundert Gulden. Die Wittwe und ihre Kinder, welche der Versteigernng beiwohnten, wußten sich vor Freude und Staunen nicht zu fassen und konnten nicht begreifen, wie für ein altes schmutziges Bild, das sie gerne um einen Gulden hingegeben hätten, eine so große Summe geboten werden könnte. Der Kunstkenner erstand endlich das Bild um sechs Hundert Gulden, und der Maler wünschte ihm Glück zu diesem Kaufe, indem er sagte, daß er das Bild, das ein Originalgemälde von Raphael sei, gerne bis auf tausend Gulden gesteigert hätte, wenn seine Baarschaft hinreichete, es zu bezahlen. — Von diesem Erlöse konnte die Wittwe nicht nur die Wohnungs-Miethe entrichten, ihre Habseligkeiten wieder einlösen, sondern es blieb ihr auch noch eine bedeutende Summe zur Ernährung ihrer Kinder und zum Betriebe ihres Handels übrig. Wenn sie in der Folge von dem Vorfalle sprach, pflegte sie zu sagen: „Gott verläßt die Seinen nicht, die auf ihn vertrauen."

(Jugendbibliothek.)

19. Wer auf Gott vertraut, hat wohl gebaut.

Marianne war das einzige Kind armer, aber gottesfürchtiger Taglöhnersleute. Ihren Vater hatte sie schon frühzeitig verloren. Die fromme Wittwe ließ es sich nun in ihrem Wittwenstande Tag und Nacht recht sauer werden, um sich und ihre Tochter ehrlich zu ernähren; vor Allem erzog sie dieselbe in kindlicher Gottesfurcht; denn, sagte sie oft zu ihr, ich bin arm, liebes Kind, und kann dir einst Nichts hinterlassen. Wenn du aber nur Gott fürchtest, so bist du reich genug; denn er wird alsdann dein Vater sein. Nachdem Marianne eilf Jahre alt war, da wurde ihre liebe Mutter krank, und zur nämlichen Zeit brach nächtlicher Weile Feuer im Dorfe aus, welches so schnell um sich griff, daß außer etlichen Scheunen im ganzen Dorfe Nichts mehr gerettet werden konnte. Das kranke Weib ward in eine der gebliebenen Scheunen gebracht; aber der Schrecken und eine Verkältung thaten ihr so wehe, daß sie den Tag darauf starb. —

Nun war Marianne eine wahrhaft arme, von aller

Menschenhilfe verlassene Waise. Denn Niemand im Dorfe konnte oder wollte sich ihrer erbarmen. „Wir haben selber kein Obdach mehr,“ hieß es überall, „möge dir gleichwohl Gott helfen!“ — Was wollte nun das arme Mädchen anfangen? Zu betteln schämte sie sich, und arbeiten konnte sie nicht; denn sie war bisher noch immer in die Schule gegangen. Weinend und wehklagend verließ sie also das Grab ihrer Mutter und die Brandstätte des Dorfes und ging fort, ohne zu wissen — wohin? Sie war schon einen weiten Weg gegangen, und hatte sich endlich in einem Walde verirrt. Es war schon später Abend, und sie hatte noch keinen Ausweg gefunden. — Traurig und voll Hunger legte sie sich also unter einem Baume nieder, um einzuschlafen. Aber mit dem frühesten Morgen erwachte sie wieder und ihr Elend fiel ihr nun mit seiner ganzen Schwere aufs Herz. „Ach, mein Gott!“ seufzte sie, — „von Menschenhilfe bin ich verlassen; willst denn auch du mich verlassen?“ — Innigst betrübt wandelte sie weiter, und suchte ob sie nicht einige Beeren finden möchte, ihren quälenden Hunger damit zu stillen. Da hörte sie nicht ferne ein Thier ächzen. Sie ging der Stimme nach und fand einen Fuchs, der mit wunden Beinen da lag, und sich nicht von der Stelle bewegen konnte. Mitleidig sah sie das kranke Geschöpf an und verband seine Wunden mit Moos und Gras, so gut sie es konnte. Das Thier schien ihr danken zu wollen, und streckte die Zunge nach ihr aus, als ob es nach Speise verlangte. — „Armes Thier!“ sprach Marianne, „wohl kann ich deine Wunden verbinden, aber dir Speise zu verschaffen, vermag ich armes Mädchen nicht; denn ach! in dieser Wildniß werde ich wohl selbst verschmachten müssen vor Hunger!“ —

Kaum hatte sie also gesprochen, da flog ein Geier vorüber; der ließ ein geraubtes Lämmchen aus seinen Klauen gerade vor das kranke Thier hernieder fallen. In stummer Betrachtung sah Marianne dem armen Geschöpfe zu, wie es die erwünschte Nahrung so begierig aufzehrte. Auf einmal empfand sie leisen Trost in ihrer bedrängten Seele. „Du lieber Gott!“ sprach sie, „nein, du kannst auch mich nicht zu Grunde gehen lassen, da du dieß arme Thier so väterlich ernährest.“ — Und nun fiel ihr auch das Lied ein, welches ihre Mutter in traurigen Stunden so oft gesun-

gen hatte. Sie warf sich auf ihre Kniee nieder und sang es nun auch mit vertrauensvollem Gemüthe:

„Sieh die Vögelein in den Lüften,
Sieh das Wild in Felsenklüften;
Fisch im Wasser, Thier im Wald,
Finden Speis und Unterhalt; —
Sollte denn der Mensch allein
Von seinem Gott verlassen sein?"

Nachdem sie dieses Lied geendet hatte, erblickte sie zuerst einen Hund, dann einen Jäger nebst einem vornehmen Herrn, welche die Spur des Thieres in die Nähe gelockt hatte.

Der vornehme Herr aber nahte sich ihr liebreich und fragte sie, was sie hier mache, und was für ein schönes Lied sie denn gesungen hätte? — Marianne erzählte ihm nun mit weinenden Augen ihr trauriges Schicksal und bat ihn, sich ihrer zu erbarmen. Der vornehme Herr, welcher ein Edelmann aus der Nachbarschaft und von edlem Gemüthe war, wurde durch die Erzählung innigst gerührt, und er reichte ihr aus der Jagdtasche zu essen hervor, und nahm sie hernach mit sich auf sein Schloß zurück. Hier ließ er sie in allen weiblichen Arbeiten unterrichten und sorgte für sie mit väterlicher Liebe sein Leben lang. Und so ward es auch an Marianne wahr: „Wer auf Gott vertraut, hat wohl gebaut." —

(Bischof Schwäbels Parabeln.)

Vom Gebete.

20. Die Wonne im Gebete, oder: Der heilige Philippus Nerius.

Einen recht überzeugenden Beweis von der unaussprechlichen Wonne und Glückseligkeit, mit welcher die frommen Beter gar häufig erfüllt werden, liefert uns der obengenannte Heilige Philippus Nerius. Dieser erhielt von Gott die Gnade des erhabensten Gebetes. Die Wonne, welche er bei dieser Uebung kostete war so groß, daß er sich oft nicht aufrecht zu erhalten vermochte, er warf sich dann zur Erde und

rief aus: „Herr, es ist genug, es ist genug! Ich bitte dich, halte den Strom deiner Tröstungen ein wenig auf! Entferne dich von mir, Herr; entferne dich von mir! Ich bin ein sterblicher Mensch, und folglich unfähig, eine solche Fülle himmlischer Freuden zu ertragen. Ich bin des Todes, o mein Gott, wenn du mir nicht beistehest.“ — Man hörte ihn auch oft sagen: Warum hast du mir, o mein Gott, da du so liebenswürdig bist, nur Ein Herz gegeben, um dich zu lieben?“ — Man glaubt, und der Heilige selbst war davon überzeugt, daß er vor Uebermaß der Freude würde gestorben sein, wenn Gott unter diesen Umständen nicht seine Tröstungen gemäßiget und zurückgezogen hätte.

(Guilois III. Bd.)

---

21. Die Nothwendigkeit des Gebetes, oder: Die Kinder der Lacedämonier.

Gott könnte uns zwar ohne Gebet alles Gute geben; doch er will nicht, — Er ist unser Herr und Gott, darum will er gebeten sein, damit wir unsere Abhängigkeit von ihm desto mehr erkennen; er ist unser Vater und verlangt daher von uns, seinen Kindern, wie alle weisen Eltern thun, daß wir Alles von ihm erbitten, auf daß wir solcher Weise zugleich einsehen, daß er allein der Ausspender aller Gnaden ist, die sowohl zu unserm zeitlichen, als ewigen Wohle nothwendig und ersprießlich sind. Er macht es hierin gleichsam wie vor Zeiten die Lacedämonier mit ihren Kindern, welche denselben, damit sie in der Kunst zu schießen immer geschickter würden, niemals ein Stück Brod in die Hände gaben, sondern das Brod auf einen hohen Balken legten, wornach alsdann die Kinder, wenn dieselben Hunger hatten, mit ihren Bogen so lange zielen und schießen mußten, bis sie selbes getroffen und herabgeworfen hatten. Sieh, mein Sohn! sagten sie, da ist das Brod: willst du es haben und essen, gut! so ziele nur darauf und mache, daß es herabfalle. — Siehe, spricht ebenfalls Gott, der himmlische Vater, zu seinen angenommenen Kindern, siehe da, meine unendliche Gnade und Hilfe ist alle Stunden und Augenblicke für dich bereitet: willst du sie haben, gut! ziele nur

darnach; erhebe dein Gemüth zu mir, bete und rufe, und es werden so viele Gnaden herabfallen, als du treffen und durch ein würdiges Gebet von mir verlangen wirst. Thust du das nicht, willst du mich nicht einmal darum ansprechen, so magst du Hunger leiden und den Untergang deiner Seele eigner Nachlässigkeit zuschreiben.

(Hunolt III. Thl. S. 520.)

---

22. Bete mit reinem Herzen, oder: Die schönen Aepfel im schmutzigen Gefäße.

Ein alter Schriftsteller erzählt uns folgende, lehrreiche Begebenheit, aus welcher die Sünder gar wohl einsehen können, wie werthlos ihr Gebet in den Augen Gottes sei, so lange sie nämlich in der Sünde verharren. Ein gottesfürchtiger Jüngling fand viele Lust und Freude am Gebete, und sein Eifer ward gewöhnlich mit großem innern Troste belohnt und gesegnet. Da er einstens in eine große Sünde gefallen war, betete er dessen ungeachtet fleißig fort; allein er empfand bei seinem Gebete den vorigen Trost nicht mehr; darum beklagte er sich einmal bei seinem Nachtgebete mit Wehmuth hierüber und sprach: „Mein Gott! du bist entweder kein so guter Gott mehr, wie ehedem, oder du hast kein Wohlgefallen mehr an meinem Gebete.“ — Und siehe da, kaum hatte er unter dieser Klage seine Augen zum Schlafe geschlossen, so hatte er einen sehr lehrreichen Traum. Es erschien ihm nemlich eine überirdische Gestalt und überreichte ihm wunderschöne Früchte, wie man sie auf Erden nicht finden kann, welche aber in einem abscheulichen, äußerst schmutzigen Gefäße niedergelegt waren, so daß Einem davor eckeln mußte. — Und die himmlische Gestalt sprach: „Nimm, Jüngling! nimm von diesen kostbaren Früchten und koste!“ — Der Jüngling entgegnete darauf voll Befremden: „Einladend schön sind die kostbaren Früchte und gerne möchte ich davon kosten; allein wenn ich das abscheuliche, um und um schmutzige Geschirr betrachte, so befällt mich ein unwiderstehlicher Eckel; und darum bitte ich dich, erspare mir den Anblick und behalte dein Geschenk für dich!“ — So sprach der Jüngling und darauf erwiderte die Erscheinung: Siehe,

so verhält es sich auch mit deinem Gebete. Was du Gott, deinem Herrn darbietest, ist allerdings schön; aber das Gefäß, dein Herz, in welchem du es darbietest, das ist häßlich, abscheulich häßlich, weil es mit einer schweren Sünde befleckt ist; so lange du das Gefäß nicht reinigest, so lange wird Gott dem Herrn auch dein an und für sich kostbares Geschenk des Gebetes nie und nimmer gefallen.

(Vinc. Bellvac. in suo spec. exempl.)

---

23. Bete mit gebogenen Knieen, oder: Der Abt in der thebaischen Wüste.

Abt Johannes erzählt uns in seinem geistlichen Garten, daß er einmal einen ehrwürdigen, greisen Abt in der thebaischen Wüste besucht habe. Da fand er den frommen Diener Gottes eben in der tiefsten Andacht versunken, knieend auf einem Brette, mit gefalteten Händen und gen Himmel erhobenen Blicken. Und als der fromme Beter sich erhob, sah Johannes, wie das Brett vom beständigen Knieen fast ganz ausgehöhlt und hie und da mit Tropfen Blutes bedeckt war. — Ach Gott! — So beteten die Heiligen Gottes! Und wir mögen kaum die Kniee beugen. Wenn wir nur ein Viertelstündchen auf den Knieen liegen müssen, wie brennt's da schon, wie wird uns da so ach und weh!? Wie ferne sind wir darum noch vom wahren gottwohlgefälligen, reuigen und demüthigen Gebete!

(Sophron. in prato spirit. cap. 184.)

---

24. Bete mit Vertrauen, oder: Johannes vom Kreuz.

Als dieser heilige Prior im Kloster zu Barza war, wo er wegen der großen Armuth dieses Klosters sich allein auf die göttliche Fürsorge verlassen mußte, stellte ihm einst der Kloster-Aufseher vor, daß, weil an der damals herrschenden Pest achtzehn Personen im Kloster erkrankt waren, nothwendig Betten erbettelt werden müßten! Johannes antwortete: Von Herzen wünsche ich, daß den Kranken gedienet werde, aber auch, daß wir den Weltlichen nicht überlästig

werden. Wir haben ja den Herrn im Hause, der uns helfen muß, und die Zeit, die wir zum Betteln verbrauchen, wollen wir mit Beten zubringen. Somit begab er sich ins Gebet, und trug dem Herrn mit solchem Vertrauen die Noth der Seinigen vor, daß theils in derselben Nacht, theils am andern Mogen 20 Polster nebst nothwendigen Effekten geschickt wurden. (In vita.) „Verlieret also euer Vertrauen nicht,“ sagt der Apostel; denn es wird groß belohnt!“ Hebr. 10, 35. —

---

25. Das Gebet im Namen Jesu und die Hilfe.

Unter den Iberiern, die zwischen dem schwarzen nnd kaspischen Meere, in dem heutigen Gurgistan wohnten, befand sich eine christliche Sklavin von ausnehmender Schönheit aber noch größerer Tugend, welche den Barbaren Ehrfurcht einflößte. Sie brachte die ganze Zeit, die ihr von der Arbeit übrig blieb, im Gebete zu. Unter diesen unwissenden Barbaren, welche keine Aerzte hatten, war es gebräuchlich, wenn irgend ein Kind erkrankte, dasselbe von Hause zu Hause umherzutragen und zu fragen, ob Niemand ein Mittel wüßte, um es gesund zu machen. So fragte man auch diese Sklavin. Ich weiß kein menschliches Mittel, antwortete sie, um dir dasjenige zu verschaffen, was du verlangest; allein Gott den ich anbete, gibt, wenn es ihm gefällig ist, auch denen, die schon alle Hoffnungen des Lebens verloren haben, wieder die Gesundheit. Nachdem sie also das Kind auf ihr Bett hingelegt, und ihren Bußgürtel darüber ausgebreitet hatte, betete sie im Namen Jesu, und gab nach einigen Augenblicken das Kind seiner Mutter vollkommen gesund zurück. Diese wunderbare Genesung kam bis zu den Ohren der Königin, die mit einem schmerzlichen Uebel behaftet war. Sie ließ sich zu dieser Sklavin bringen, welche sie auf ihren Bußgürtel legte und ihr durch Anrufung des Namens Jesu eine eben so wunderbare Genesung verschaffte. Nach einiger Zeit gerieth der König bei einer Jagd in große Lebensgefahr; er rief Jesum, den starken, und mächtigen Christengott an, und er wurde gerettet. Der dankbare Fürst nahm nun mit seinem ganzen Volke die christliche Religion an, und die

fromme Nachwelt nannte diese Sklavin, weil sie so viel zur Ausbreitung des christlichen Glaubens beigetragen hatte, Christine. — (Berault-Bercastels Geschichte der Kirche 2 Bd. S. 471—474.)

26. Bete mit Inbrunst, oder: Simon Stilites.

Wie voll Inbrunst, wie voll heiliger Begeisterung und Andacht beteten nicht die Heiligen Gottes? Der heilige Simon Stilites pflegte auf seiner Säule an großen Festen mit gegen Himmel ausgestreckten Armen zu beten. Vom Anbruch des Tages bis zur scheidenden Sonne sah man ihn in dieser, jede menschliche Kraft übersteigenden Stellung. Sein Körper war wie entseelt, und sein in Anbetung versunkener Geist schien, vom Irdischen entfesselt, schon völlig mit seinem Schöpfer vereiniget zu sein.

(Stolbergs Religions-Gesch. 16. Bd. 184.)

27. Die Macht des aufmerksamen Gebetes.

Ein Altvater kam einst auf den Berg Sinai, und da er wieder abreiste, begegnete ihm ein Bruder, der seufzend zu ihm sprach: Wir sind sehr traurig, mein Vater, über anhaltende Trockenheit, da es nicht regnen will. Der Altvater antwortete ihm: Warum betet ihr nicht, und bittet Gott? Der Bruder erwiderte: Wir beten allerdings und flehen Gott fleißig an; allein deßungeachtet regnet es nicht. Da sprach der Altvater: ich glaube ihr betet nicht mit genügender Aufmerksamkeit. Willst du wissen, ob ich die Wahrheit rede? Komm, laß uns mitsammen beten! Dabei hob er seine Hände zum Himmel empor und betete; und sogleich rauschte der Regen herab. Als der Bruder solches sah, erschrack er und fiel dem Altvater ehrfurchtsvoll zu Füssen. Dieser aber eilte schnell von hinnen.

28. Bete mit Ausdauer, oder: Die heilige Monika.

Augustin hatte in den Jahren seiner Jugend den falschen Lehren und dem bösen Geiste seiner Zeit gehuldiget; mehr

und mehr versank er in die entehrendsten Laster und folgte ganz und gar dem Drange seiner Gelüste. Mit wehem Herzen sah die heilige Monika, die Mutter dieses unglücklichen Sohnes, die Entartung ihres Kindes; die freundlichsten, zartesten Worte, die sie zu seinem Herzen sprach, gingen erfolglos an seinen tauben Ohren vorüber; mit Verachtung lohnte der Sohn die mütterliche Zärtlichkeit. Was war nun hier zu thun? Monika fand gar bald das einzige und auch das rechte Mittel, um den verlornen Sohn wieder zu Gott zurückzuführen. Sie nahm nemlich ihre Zuflucht zum Gebete. Tag und Nacht flehte sie zum Herrn, nicht selten unter vielen, bittern Thränen, um die Bekehrung ihres Sohnes. Aber viele, viele Jahre blieb ihr Flehen unerhört, allein Monika ermüdete nicht; unaufhörlich bestürmte sie den lieben Gott mit ihrem Gebete, und siehe da, sie wird erhört, und erlebt noch die Freude in ihrem Sohne einen großen, frommen und treuen Diener der Kirche Gottes zu sehen. Hätte Monika aufgehört zu beten, wahrlich, die Kirche Gottes hätte den großen Augustinus nicht, dieses Wunder der Gelehrsamkeit, dieses Licht, leuchtend in göttlicher Tugend und Heiligkeit. — Hat wohl auch manche Mutter einen so mißrathenen Sohn und betet schon seit Jahren um seine Bekehrung; nur zu, gute Mutter! ermüde nicht in deinem Gebete. Monika ward erhört; auch dein Gebet wird nicht ohne Erhörung bleiben.

---

29. Nutzen kurzer Gebete.

Cassianus erzählt uns von Einsiedlern in der Thebais, daß sie zu sagen pflegten: Der Teufel sucht uns jeden Augenblick zu schaden, aber er strengt doppelt seine Kräfte an, wenn wir beten. Da sucht er uns zu zerstreuen. Es ist daher gut nur kurze Gebete zu verrichten, aber sie oft zu wiederholen; denn bei einem längern Gebete würden wir in Gefahr gerathen, unsere Aufmerksamkeit und unsern Eifer zu schwächen. Sie legten daher nicht den Werth auf die Menge der Psalmen, sondern auf das Verstehen dessen, was sie beteten. Sie richteten sich nach der Lehre des Apostels, der da sagt: „Ich will im Geiste und mit Verstand singen;“

denn sie glaubten es sei besser, zehn Verse mit gehöriger Aufmerksamkeit, als ganze Psalmen zu singen und sich von seinen Gedanken auf andere Dinge fortreißen zu lassen.

(Cassianus Institut. Lib. II. cap. 10—11.)

30. Welches ist das beste Gebet?

Ein weiser Abt trug die Lehren, die er seinen jüngern Mitbrüdern gab, gewöhnlich in Gleichnissen und Parabeln vor. —

„Höret einmal," sprach er eines Morgens, „was ich in dieser Nacht für ein merkwürdiges Traumgesicht hatte! Ich kam im Traume in unsern Betsaal. Die versammelten Brüder beteten auf ihren Knieen. Ein glänzender Engel stand da und zeichnete ihre Gebete in eine Schriftrolle; einige Gebete schrieb er mit schwarzen, andere mit purpurnen, noch andere mit goldenen Buchstaben. Was hat nun dieser Traum zu bedeuten?" — Nachdem die Brüder hin- und hergerathen und die wahre Bedeutung, der sie wohl so ziemlich nahe gekommen waren, doch nicht ganz getroffen hatten, sprach der Alte: „Die Gebete, bei denen bloß der Mund betete, ohne daß an ihnen das Herz Theil nahm, bemerkte der Engel mit schwarzer Tinte. — Die Gebete, wo Herz und Mund nach gelernten Vorschriften betete, zeichnete er mit purpurner Schrift auf. — Die Gebete aber, wo das Herz so innig aus sich betete, daß der Mund verstummen mußte, schrieb er mit goldenen Buchstaben. — Ich brauche Euch nicht mehr zu sagen, welches Gebetes ihr Euch vorzüglich befleißigen sollet." — (Blumen der Wüste S. 69.)

31. Bitte Gott den Herrn um Großes!

Viele beten zu Gott um zeitliche Güter, um Schätze der Erde, die so schnell verschwinden, und deren Werth so relativ ist. Es gibt ja weit höhere Güter: die Seligkeit des Himmels und die Wonne der Auserwählten; um solche Schätze sollten wir vorzugsweise zu Gott flehn. — Weil wir, ermahnt uns der heilige Augustinus, mit einem Herrn zu thun haben, welcher unendlich mächtig und reich ist, so müssen wir

Ihn nicht um kleine, und geringfügige Dinge, sondern um Etwas recht Großes bitten: Ihr bittet den Allmächtigen, so bittet Ihn auch um Etwas Großes. Würde man nicht einen König beleidigen, wenn man denselben um ein kleines Geldstück, z. B. um einen Pfenning bitten würde? —

Drexelius erzählt, daß, als Thrasillus den König Antigonus um einen Groschen bat, dieser ihn voll Zorn und Unwillen von sich gewiesen habe, mit den Worten: „Packe dich fort, du unverschämter Geselle! du begehrst keine königliche Gabe. Könige geben kostbare Gnadenpfenninge, goldene Ketten, Bildnisse mit Edelsteinen besetzt, nicht aber einen erbärmlichen Groschen." — Bitte daher auch deinen Gott, den König der Könige, nicht um die eitlen und vergänglichen Güter dieser Erde, sondern um die ewigen Schätze des Himmels. —

Alexander der Große hatte, wie Plutarch erzählt, dem Perillus fünfzig Talente Silbers geschenkt; Perillus weigerte sich aber aus Höflichkeit, eine so große Summe Geldes anzunehmen. Zehen Talente, meinte er, wären schon überflüssig genug für ihn. „Wie? antwortete Alexander; dir mag es zwar genügen, so wenig zu empfangen, mir aber genügt es nicht, so wenig zu geben. Du sollst es wohl bedenken, daß ich ein König bin." — So ungefähr, meine ich, spricht auch Gott zu einem jeden, der sich damit begnügt, nur um irdische, um so kleinliche Güter zu bitten. —

(Hunolt 4. B. S. 355.)

32. Bete für die Sünder, oder: Der letzte Minister Ludwig XVI.

Der Gründer eines frommen Vereines zur Bekehrung der Sünder, unter dem Titel: Erzbruderschaft des heiligsten und unbefleckten Herzens Mariä zur Bekehrung der Sünder, — ist der fromme, vor heiliger Gottes- und Nächstenliebe glühende hochwürdige Herr Dufrische-Desgenettes, Pfarrer bei unserer lieben Frau vom Siege in Paris. 1836 legte er mit Bewilligung des hochwürdigsten Herrn Erzbischofes den Grund zu diesem gesegneten Unternehmen. Schon gleich sein erstes Gebet, das er für die Bekehrung eines Herrn

von N., des letzten, damals noch lebenden Ministers Ludwigs XVI. verrichtete, wurde mit dem glänzendsten Erfolge gekrönt. Ich will dies mit den eigenen Worten des Herrn Dufrische-Desgenettes berichten. — „Ich kniete vor dem allerheiligsten Altarssakramente" — so erzählt der fromme Diener Gottes; „da erhob ich meine Augen weinend zum Bilde Mariens und sprach: O meine gute Mutter! du hörest dieses Rufen der Liebe und des Vertrauens; du wirst diese armen Sünder retten, welche dich ihre Zuflucht nennen! O, Maria! Nimm diesen frommen Verein unter deinen Schutz, und gib mir zum Zeichen dessen die Bekehrung des Herrn N.; morgens werde ich in deinem Namen zu ihm hingehen." — „Herr N. — war der letzte, lebende Minister des tugendhaften Königes von Frankreich, Ludwig XVI. Verdorben durch die Lehren des vorgeblichen Philosophen des 18. Jahrhunderts, bekannte er sich seit seinem 15. Jahre seiner Jugend zu keiner Religion mehr. Er war über achtzig Jahre alt, blind und seit mehreren Monaten krank. Dessenungeachtet hatten seine Geisteskräfte nicht abgenommen, und jetzt noch war er, als gründlicher Rechtsgelehrter, der Rathgeber vieler Familien. Zehnmal hatte ich mich schon an seiner Thür gemeldet und ebenso oft war ich abgewiesen worden. Am Montage den 12. Christmonat meldete ich mich neuerdings; man wollte mich, wie zuvor abweisen; allein ich bestand darauf, eingelassen zu werden, und wurde wirklich eingeführt. Nach einigen höflichen Worten sprach Herr N. ohne Umschweife: Herr Pfarrer wollen Sie die Güte haben, mir ihren Segen zu geben. — Nachdem er ihn empfangen hatte, fügte er noch bei: Wie thut mir doch ihr Besuch so wohl! Ich kann Sie zwar nicht sehen, allein ich fühle Ihre Gegenwart. Seitdem Sie bei mir sind, fühle ich einen Frieden, eine Ruhe und eine innere Freude, die ich nie gekannt habe. — Es war nunmehr dem Worte des Heiles Eingang in sein Herz zu verschaffen, in welchem die Gnade so sichtbar wirkte, und ich verließ ihn nicht, bis er seine Beicht angefangen hatte. Fortan überhäufte ihn Gott mit unzähligen Gnaden, von denen er bis zum Ende seines Lebens, das am 10. April 1837 erfolgte, einen heiligen Gebrauch machte. Seine Tage floßen dahin, in Uebung des Glaubens, des Vertrauens auf Gottes Barmherzigkeit, der Reue, der Liebe

und Ergebung in den göttlichen Willen!" — Soviel vermag das Gebet des Gerechten bei Gott. —

33. Auch bei der Arbeit kannst du beten, oder: Was heißt: „Ohne Unterlaß beten?"

Einst kamen zu dem Abte Luzius in Ennatum etliche Mönche, welche man Euchiten, das heißt, die Betenden, nannte. Der Altvater fragte sie: „Worin besteht eure Handarbeit?" — Sie antworteten: „Wir verrichten keine Art von Handarbeiten, sondern wir beten, wie der Apostel lehret, ohne Unterlaß." Der Altvater fragte sie wieder: „Also esset ihr nicht? Sie antworteten: „Allerdings essen wir." Der Altvater fragte sie wieder: „Also wenn ihr esset, wer betet dann da für euch?" — Ferners fragte er sie: „Schlafet ihr nicht?" Sie bejahten auch dieses. Er fragte weiter: „Und wenn ihr schlafet, wer betet dann für euch?" — Sie wußten ihm keine Antwort zu geben. Da sagte der Altvater: „Verzeiht mir, meine Brüder! aber ihr sehet! daß ihr nicht so handelt, wie ihr sprecht: ich dagegen will euch jetzt zeigen, wie ich ungeachtet meiner Handarbeit ohne Unterlaß beten kann. Ich setze mich mit dem Beistand Gottes hin, weiche meine Palmblättlein ein, flechte sie zu einem Stricke zusammen und spreche dabei: Erbarme dich meiner, o Gott! nach deiner großen Barmherzigkeit: und nach der Menge deiner Erbarmnisse tilge meine Missethat. Ich frage euch nun, ist dieß ein Gebet oder nicht? Sie bejahten es. Er fuhr fort: „Wenn ich nun so den ganzen Tag hindurch arbeite und mit dem Munde oder im Herzen bete, so verdiene ich mir sechzehn Münzen; davon lege ich zwei an die Thüre für die Armen, von den Uebrigen bestreite ich meinen Unterhalt." Wer nun jene zwei Münzen bekommt, der betet für mich zu der Zeit, wo ich esse oder schlafe; und so erfülle ich den Ausspruch der heiligen Schrift: Betet ohne Unterlaß!"

(Rosweid II. Bd. S. 350.)

34. Bete ohne Unterlaß!

Alle frommen, ihres Heiles beflissenen Seelen haben von jeher sich bemüht, diese Forderung zu erfüllen; die geringsten,

wie die wichtigsten ihrer Geschäfte opferten sie Gott dem Herrn auf und machten sich auf solche Weise verdienstlich für Zeit und Ewigkeit. — Der heilige Baldomerus, ein Schmid, pflegte zu jedem Schlage zu sagen: „Im Namen des Herrn!“ — Der heilige Klimakus, ein Kloster-Koch, mußte alle Tage für 230 Personen, die Fremden nicht mitgerechnet, kochen. Weil man ihn aber stets munter dabei sah, so fragte ihn Einer: ob er nicht manchmal bei dem vielen Kochen verdrießlich würde? Da antwortete er: Keineswegs, ich denke beständig: Ich koche Alles für Gott, indem uns Christus versichert: „Was ihr dem Geringsten aus meinen Brüdern gethan habt, das habt ihr mir gethan!“

Die heilige Magdalena von Pazzis, die Vorsteherin in einem Nonnenkloster, fragte öfters des Tages, ganz unerwartet ihre Mitschwestern: „Warum nähest du? warum strickest, warum kochest, warum spinnest, warum kehrest du? u. s. w.“ — Und sie durften ihr, gemäß ihres im Noviziate erhaltenen Unterrichtes, keine andere Antwort geben, als diese: Gott zu Liebe, Gott zu Ehren.“ — Der heilige Ignatius, Stifter der Gesellschaft Jesu, pflegte sich bei allen seinen Handlungen mit diesen Worten auszudrücken: „Alles zur größern Ehre Gottes!“ —

(Haubs Homil. S. 308.)

---

35. Bete ohne Unterlaß, durch Erweckung einer guten Meinung, oder: Die Nadel, ein Himmelsschlüssel.

Die gute Meinung ist ein goldener und mächtiger Schlüssel, womit man sich den Himmel öffnen kann. Ein frommer Laienbruder aus der Gesellschaft Jesu, von Profession ein Schneider, lag auf dem Sterbebette, und da er in die letzte Züge griff, begehrte er, man solle ihm seine Nadel bringen. Die Umstehenden suchten ihm solches auszureden; weil er aber unabläßig seine Nadel verlangte, reichte man ihm solche, die er mit Freuden in die Höhe hob, und dabei mit heller Stimme, so viel es seine Schwachheit erlaubte, ausrief: „Diese Nadel wird mir ein Schlüssel zum Himmel sein, mit dieser will ich mir das Paradies öffnen, mit dieser verlange ich zu sterben und Christus zu sehen.“ Als nun die Umstehenden

verwundert um die Ursache fragten, warum er seine Hoffnung auf die Nadel setze, gab er zur Antwort: „So oft ich diese Nadel gebrauchte, hab' ich dieselbe Gott zu Liebe gebraucht, und so oft ich mit derselben ein Kleid verfertigte, hab' ich mir Christum vorgestellt, als kleide ich ihn." — Nach diesen Worten verschied der Bruder gottselig im Herrn.

(Haubs Homil. S. 309.)

---

36. Bete und arbeite!

Die Worte: „Bete ohne Unterlaß!" dürfen wir aber keineswegs so verstehen, als ob wir Alles stehen und liegen lassen, und nur dem Gebete Tag und Nacht obliegen sollten. Gebet und Arbeit lassen sich gar gut mit einander vereinigen, wie wir aus den obgenannten Erzählungen werden ersehen haben. Wer also aus Liebe zum Gebete der Arbeit entsagen wollte, den würde der Ausspruch des heiligen Apostels Paulus (2. Theff. 3.) treffen: „So Jemand nicht arbeiten will, der soll auch nicht essen." — Die Geschichten der Einsiedler der christlichen Vorzeit, die in den Wüsten Syriens und Aegyptens sich aufhielten, erzählen von einem Jünglinge, seines Namens Johannes der Kleine, der jenes Gebot in allzuwörtlicher Bedeutung auffaßte. Er kam zu seinem ältern Bruder, nahm Abschied von ihm, und sagte: „Von nun an will ich ein Leben führen, den Engeln gleich, die gar nicht arbeiten, sondern allzeit Gott dem Herrn dienen." —

So sprach er und zog fern hinaus in die Einöde. — Als er eine Woche so in größter Abgeschiedenheit zugebracht, hatte er seinen Brodvorrath aufgezehrt, der Hunger quälte ihn, die Langweile nicht minder, da kam er denn des Abends spät zur Hütte seines Bruders zurück, klopfte mit Ungestüm, wie jener Dürftige im Evangelium, und rief: „Thu auf, mein Bruder, Johannes ist vor der Thür." — Der Bruder antwortete trocken, Johannes ist ein Engel geworden, er weilt nimmer unter den Menschen. — Nein, schrie der Jüngling, ich bin es wirklich, ich bin Johannes. Der Andere blieb unbeweglich und ließ sich durch das wiederholte Rufen und Lärmen nicht aus dem Gleichmuthe bringen; erst als der Morgen graute, öffnete er ihm die Thür, und sprach:

„Wenn du ein Engel bist, was suchst du hier in meiner armseligen Hütte? Bist du aber ein Mensch gleich mir und Andern, nun so mußt du arbeiten um deinen Unterhalt zu erwerben!“ — (J. E. Veich Homilienk. II. Bd. S. 97.)

37. Wer nicht arbeitet, soll auch nicht essen.

Eine ähnliche Geschichte wird uns auch in den Blumen der Wüste erzählt: Ein Einsiedler kam zu dem Abte Silvanus, der auf dem Berge Sinai wohnte; und als er sah, daß die Mönche arbeiteten, sagte er zu ihnen: „Warum arbeitet ihr so wegen einer vergänglichen Nahrung, hat nicht Maria den beßten Theil erwählt?“ — Der heilige Silvanus sagte hierauf zu seinem Schüler Zacharias: „Gib dem Bruder ein Buch, damit er sich damit unterhalte, und führe ihn in eine Zelle, wo nichts zu essen ist.“ — Als es drei Uhr Nachmittags wurde erwartete der fremde Einsiedler, daß ihn der Abt zum Essen rufen würde. Jedoch vergebens. Endlich, da ihn schon der Hunger sehr plagte, ging er zum Abte und fragte ihn: Mein Vater, haben die Brüder heute nicht gegessen? Ja, antwortete ihn der Greis. — Wie kommt es denn, setzte der Einsiedler hinzu, daß Ihr mich nicht dazu berufen habt? — Dieß geschah, sagte der Abt, weil ihr, der Ihr ein ganz geistiger Mensch seid, der den beßten Theil erwählt hat, und den ganzen Tag mit Lesen zubringet, solche vergängliche Nahrung nicht bedürfet; da wir im Gegentheile, die wir noch im sterblichen Leibe wandeln, ohne Essen nicht leben können, was uns verpflichtet zu arbeiten.“ — Da bereute der Einsiedler seine unvorsichtige Rede, und bat den Abt um Vergebung, der zu ihm sagte: „Es freuet mich, daß ihr einsehet, daß Maria nicht bloß bei den Füßen Jesu gesessen wäre, wenn sie sich nicht auf Martha verlassen hätte, und daß auch der Martha ein Theil des Lobes gebührt, welches man Maria gibt.“ —

38. Das Morgengebet, oder: die heilige Rosa von Lima.

Die heilige Rosa von Lima, dieser Engel Gottes in Menschengestalt, stand schon auf Erden in nahem Verkehr

mit den Bewohnern des Himmels. Daher begegnen uns auch in ihrer Lebensgeschichte so außerordentliche zarte Züge, die dem wunderscheuen Heerlager unsers Jahrhunderts unglaublich, nicht selten sogar lächerlich erscheinen werden. Mit unermüdetem Eifer diente diese fromme Seele ihrem Gott; unendlich viel aber hielt sie auf das Morgengebet. Sie wußte es wohl, daß hievon der Segen des ganzen Tages abhänge. Um da recht lange mit ihrem Herrn und Gott sich unterhalten zu können, stand sie schon in aller Frühe auf, wenn noch kaum der Morgen graute; denn schon die dritte Stunde eines jeden neuen Tages hatte sie zu diesem heiligen Geschäft bestimmt. Da sie aber nicht selten halbe Nächte durchwachte, so geschah es oft, daß sie zur bestimmten Stunde nicht wach wurde; deßhalb wendete sie sich im inständigen Gebete zur seligsten Jungfrau Maria und bat dieselbe, sie möchte ihr doch mit ihrer mütterlichen Hilfe entgegen kommen, und sie täglich am Morgen zum Gebete aufwecken. Ihr Gebet blieb nicht unerhört; alle Tage erwachte sie zur gesetzlichen Stunde, und mit einer himmlischen Lust verrichtete sie oft stundenlang ihre Morgenandacht. Einmal sank sie aber während des Ankleidens wieder in einen tiefen Schlaf und fiel auf ihr Bettlein zurück. Da erschien ihr plötzlich im Schlafe die seligste Jungfrau, nahm sie bei der Hand, und sprach zu ihr: „Stehe doch auf, Tochter! Sei nicht träge! Siehe, du hast mich gebeten, daß ich dich wecke, darum komme ich, und rufe dich zum Gebete; wache auf!" — Sogleich öffnete Rosa ihre Augen, allein die Himmelskönigin war verschwunden, und Rosa fühlte dießmal die himmlische Wonne nicht bei ihrem Gebete, wie sonst. Nur wer hurtig und ohne Schläfrigkeit zum Morgengebete geht, fühlet einen überirdischen, süßen Lohn, findet Freude und Geschmack am Gebete; wer sich aber die Augen reibt, und langweilig gähnt, der wird wenig Seligkeit, aber auch wenig Nutzen von seiner Morgenandacht haben. (Hunolt I. Bd. S. 646.)

---

39. St. Ludgerus beim Morgengebet.

Durch Nichts soll man sich abhalten lassen, sein Morgengebet fleißig und andächtig zu verrichten. Ein sehr schönes Beispiel hierin gibt uns der heilige Ludgerus, ein Friese, vom

Kaiser Karl dem Großen zum ersten Bischof von Münster eingesetzt. Diesen nahm der Kaiser an seinen Hof, um von seiner Weisheit zum Wohle des Staates Gebrauch zu machen. Eines Morgens sehr früh ward er zum Kaiser gerufen. Der heilige Bischof erklärte alsogleich zu kommen, sobald er sein Morgengebet werde verrichtet haben. Der Kaiser aber schickte zum zweiten, zum drittenmale um den Heiligen; allein Ludger, sich wohlbewußt, daß man den göttlichen Dienst allen andern Dingen vorziehen müsse, erwiederte immer, er werde kommen, sobald er die begonnene Psalmodie werde vollendet haben. Als er hierauf nach Beendigung des Gebetes, vor das Angesicht des Kaisers gekommen, von diesem befragt wurde, warum er auf seinen Befehl zu kommen verschmäht habe, antwortete der Bischof unerschrocken und standhaft: „Kaiser, ich habe allezeit geglaubt deine Befehle vollziehen zu müssen, doch so, daß ich kein Bedenken trug, Gott überall dir vorzuziehen, der, wie Alle wissen, wie Alle bekennen, Allen Dingen vorgezogen werden muß. Solches hast auch du mir selbst befohlen, da du mir das Oberhirtenamt übertragen hast, nämlich, daß ich allererst Gott dienen und dann deinen Befehlen gehorchen solle. Dieser Autorität deines eigenen Gebotes folgsam und regelrecht und gerecht unterscheidend, streite ich mich nicht darüber, daß man Gott dir und allen Sterblichen auf Erden vorziehen müsse, noch habe ich geglaubt, daß du etwas verlangest, was diesem Gebote und der klaren Vernunft zuwider wäre. Ich habe daher die kaiserliche Majestät nicht verunehrt, nicht verachtet, wie Böswillige mich lästerten, sondern ich habe vielmehr meines Heils wegen das, was ich Gott schuldig war zu entrichten, besorgt, und so bin ich zu deinem Dienste aufgelegter und befähigter gekommen. — Diese Antwort nahm der beste Kaiser sehr gnädig auf, und sprach: Ich danke dir, Bischof! daß ich dich jetzt als einen solchen Mann erprobt gefunden, für den ich dich jederzeit gehalten habe. Du thue fürderhin, was du bisher gethan hast, allezeit Gottes Willen, und uns zugleich ergeben und treu, gedenke für das Wohl unseres Reiches zu beten.“ (Dr. Haid II. Bd.)

---

40. Das Abendgebet, oder: Pauline von Wolkenstein.

Nachfolgende Geschichte soll es uns beweisen, wie sehr oft Gott ein frommes Abendgebet lohnt.

Ein gottesfürchtiges Fräulein, Namens Pauline von Wolkenstein, lebte auf ihrem Landgute, eine Meile von der Stadt. Eines Abends, da sie wie gewöhnlich aus einem Andachtsbuche ihr Nachtgebet verrichtete, kam eine Kutsche vor das Haus gefahren. Das Fräulein wurde zu einer kranken Freundin in die Stadt geholt, und fuhr mit ihrer Kammerjungfer und ihrem Bedienten auch eiligst dahin ab. — Ein Dieb benützte diese Gelegenheit, stieg auf einer Leiter zum Fenster hinein in das Zimmer des Fräuleins, zündete mittelst eines Feuerzeuges, das er bei sich trug, Licht an, und blickte nach Kostbarkeiten umher, um sie in seinen Quersack zu stecken. Da sah er auf dem Nachttischlein neben dem Bette das offene Gebetbuch liegen, bei dem ein Leuchter mit einer ausgelöschten Kerze stand. Er sah in das Buch hinein, und las die Worte: „Lieber Gott! möchte ich diesen Tag ohne Sünde zubringen — wie würde dann selbst der Tod, der dem Menschen so bitter ist, für mich nichts anders sein, als ein sanfter Schlaf.“ — Diese Worte gingen dem Diebe so zu Herzen, daß er Alles liegen und stehen ließ, zum Fenster hinauseilte, und von der Zeit niemals mehr, auch nur eines Kreuzers werth stahl. Auf seinem Sterbebette erzählte er diese Geschichte den Kindern und ermahnte sie zum Gebete. —

---

41. Das Tischgebet, oder: der Bettler an der königlichen Tafel.

Alphons, König von Arragonien, bekannt durch seine Gottesfurcht und Frömmigkeit, hatte in Erfahrung gebracht, daß mehrere seiner Edelknaben vom Gebete wenig wissen wollen, und daß sie sich täglich zu Tische setzen, ohne Gott, dem Geber aller guten Gaben, zu bitten oder zu danken. „Wozu sollen wir um das bitten,“ sprachen Manche von ihnen, „was wir ohnehin schon haben? Wozu sollen wir Gott danken? Wir haben ja unser Brod vom Hof?“ So kecke Reden führten die pflicht- und ehrlosen Jünglinge und vergaßen so ganz und gar auf ihren Vater im Himmel. Mit Wehmuth vernahm dieß der fromme König, und um sie eines Bessern zu belehren, lud er sie einmal zu sich zur Tafel. Die Edelknaben waren nicht wenig überrascht durch eine solche ehrenvolle Einladung; sie zogen ihre kostbarsten Gewande an,

und erschienen vor dem Könige. Dieser empfing sie mit seiner gewöhnlichen Freundlichkeit und hieß sie an der königlichen Tafel Platz nehmen, indem er diesesmal absichtlich selbst auch das Tischgebet unterließ. — Während sich die jungen Söhne des Adels bei den kostbaren Speisen und dem edlen Weine gütlich thun, tritt plötzlich ein alter, ganz zerlumpter Bettler in den Speisesaal (es war Alles schon so abgemacht) und setzt sich mir Nichts, dir Nichts an die königliche Tafel und fängt an mit einem Appetit zu speisen, der nur einem heißhungrigen Bettler eigen sein kann. Voll Verwunderung betrachten die Edelknaben diesen sonderbaren Gast; auch Alphons zeigt seinen Unwillen und fragte die Dienerschaft, ob dieser kecke und ungeladene Bettler um Zulaß zur königlichen Tafel gebeten habe oder nicht. Da sie dieses verneinten und sich voll Entrüstung über diese Impertinenz aussprachen, machten die tapfern Edelknaben Miene, den garstigen Gesellen zum Palaste hinauszuwerfen. Da gebot ihnen jedoch Alphons Ruhe. Und nun läßt sich's der arme Schlucker erst recht schmecken; sein ganzes Leben hindurch hatte er noch nie einen so guten Tag gehabt. Er ißt und trinkt; wischt sich den Mund ab und trollt sich davon; aber von einem Dank für das Genossene, von einem Abschiedsgruß, von einem „Vergelts Gott!“ war auch gar keine Rede; er geht so roh und unhöflich davon, wie er gekommen war. — Wie sehr wurden die artigen Pagen durch dieses abscheuliche Benehmen erbittert! — Kaum fanden sie Worte genug, um ihren Tadel und Unwillen hierüber auszusprechen. Während sie so mit einander Worte wechselten und den groben Flegel mit Schmähworten in Unzahl überhäuften, erhebt sich König Alphons von seinem Sitze und spricht: „Ihr erzürnet Euch so sehr über diesen armen, unglücklichen Mann ob seines rohen, undankbaren Benehmens; und doch hat er in seinem Leben nur ein einziges Mal gethan, was ihr alle Tage zweimal thut. Seht, deckt euch nicht auch der himmlische König täglich zweimal den Tisch? Und ihr esset und trinket und werdet satt, aber wie benehmt ihr euch dabei? Ihr bittet nicht und danket nicht dafür; ihr macht es gerade so, wie der Bettler: ihr geht zu Tische und sagt kein Wort zum Könige und Vater im Himmel, und wenn ihr gegessen und getrunken, wischet ihr euch den Mund und denket auch gar nicht daran, dem Geber aller guten Gaben dafür zu danken. Glaubt ihr wohl, daß der liebe

Gott über euch Undankbare weniger erzürnt sein wird, als ihr über den rohen, undankbaren Bettler es seid?" —

Die ernste Sprache machte einen heilsamen Eindruck auf die mit Schamröthe bedeckten Edelknaben; nie mehr vergaßen sie, vor und nach dem Essen zu Gott zu beten. —

(Scala coelest. P. Reinhard.)

42. Bete in der Stunde der Versuchung! oder: der Jüngling der Wüste.

Ein junger Einsiedler in der syrischen Wüste wurde von einer gewissen Versuchung fast bis zur Verzweiflung geplagt. In dieser Noth besuchte er einen Altvater und entdeckte ihm mehr mit Thränen, als mit Worten den schrecklichen Kampf, den er auszustehen hatte. Mein Sohn! sagte der ehrwürdige Mann, wir wollen unsere Zuflucht zum Gebete nehmen." — Sie warfen sich auf die Erde nieder, beteten inbrünstig, und der junge Mensch wurde von der Versuchung befreit. — So oft man von einer Sünde gereizt wird, soll man seine Zuflucht zum Gebete nehmen; denn anhaltendes Gebet überwindet die Anfälle böser Leidenschaften. — Je mehr die bösen Gedanken auf uns losstürmen, desto eifriger müssen wir im Gebete verharren. (Blumen der Wüste.)

43. Bete in der Stunde der Versuchung, oder: der Missionär der wilden Namaguas.

Placidus, ein frommer Mann, zog nach Afrika in das Land der wilden Namaguas, daselbst des Herrn Wort zu verkünden. Als er nun eines Tages auf dem Felde war in der Mitte des wilden Völkleins und von dem Namen Gottes predigte, des himmlischen Vaters; siehe, da kam ein Unthier aus dem Sande, eine schwarze giftige Natter und wand sich um seine Füße. — Als die Namaguas solches sahen, erschracken sie über die Maßen; denn sie gedachten, die Schlange würde den Placidus tödten, und wagten nicht sie anzugreifen aus Furcht, ihre Wuth zu reizen. — Placidus stand aber ruhig, und faltete seine Hände und sah auf gen Himmel. Da schlang die Natter sich um seine Knie und Lenden und

um den Leib des Mannes. Da erschrack die Menge noch mehr und sie hielten den Odem an sich vor Furcht. Placidus aber stand ruhig und sah auf gen Himmel. — Nun ringelte die Bestie ihren schwarzen Bauch um den Nacken und Hals des frommen Mannes, und dehnte ihren Kopf über sein Haupt, und ihre Augen funkelten wie zwei Rubinen, und die Zunge schwirrte in ihrem offenen Rachen wie eine Flamme. Er aber harrte ruhig und sah auf gen Himmel. Da dachte das Völklein in seinem Herzen: Nun ist seine Stunde gekommen! wer mag ihn retten! Die Schlange aber that ihm kein Leides, und wand sich langsam von seinem Leibe hernieder zur Erde und schlüpfte in ihre Höhle. Da erstaunte die Menge und sie wollten Placidus anbeten. Er aber wehrte ihnen und sprach: Betet den an, dem ich vertraue und dessen Werk ich treibe. Hat er nicht mich berufen und die Schlange gebildet? Ist's denn so Großes, daß er mich errettet! — Auch um uns windet sich oft eine Schlange; sie ist dieselbe, wie einst im Paradiese und sie drohet unserer Seele Unheil und Verderben. Wehe uns da, wenn wir es nicht machen, wie Placidus; wohl uns hingegen wenn wir mit diesem frommen Diener unsere Hände zum Gebete falten und den Herrn um Schutz und Hilfe anflehen. Auf wunderbare Weise werden auch wir da die Kraft des Gebetes fühlen; sobald wir unser Herz zu Gott erheben, wird die Schlange der Versuchung von uns weichen und uns Nichts Leides zuzufügen im Stande sein. (Krummacher III. Bd. S. 142.)

---

44. In der Kirche kann man am besten beten, oder: der brennende Holzstoß.

Zwei Kohlenbrenner kamen vielfach mit einander in geschäftliche Berührung, da sie im Dienste ein und desselben Herrn standen und in dessen Waldungen fast das ganze Jahr hindurch Kohlen zu brennen hatten. Martin war ein braver, gottesfürchtiger Mann, und ging gerne in die Kirche, Rudolph aber war lauer Natur und bekümmerte sich wenig um Gebet und Gottesdienst; er besuchte alle Jahre kaum vier- bis fünfmal seine Pfarrkirche. Nicht selten kamen sie daher auf dieses Thema zu sprechen und gewöhnlich suchte Rudolph seine Lauheit dadurch zu beschönigen, daß er sagte: „Ist denn

Gott nicht überall? Kann ich daher nicht auch an allen Orten beten? Wozu denn das viele Kirchenlaufen? Zu Hause und im Walde heraußen, unter freiem Himmel da ist's so schön und freundlich und ruhig und still, da kann man ganz aus der Fülle des Herzens zum Vater im Himmel rufen; und gewiß gefällt ihm ein solches Gebet weit besser, als wenn ich immer in die Kirche hineinhocke." So sprach er voll Aufregung und Hitze, und Martin hörte ihn ruhig an. Endlich erhob auch dieser seine Stimme und sprach: „Rudolph! du hast ganz recht, wenn du sagst, zu Hause und im Walde — da läßt sich herrlich und ruhig beten! Allerdings! Allein ich entgegne dir, nützlicher und heilsamer, feuriger und wärmer läßt sich beten im Hause Gottes. Sieh! ich will dir die Sache in einem Gleichnisse zeigen." Mit diesen Worten nahm er ein einzelnes Scheit Holz und forderte Rudolphen auf, es anzubrennen. Dieser gehorchte; aber wie viele Mühe hatte er, um es brennend zu machen? Nun schichtete Martin mehrere andere Holzscheite neben und übereinander, und siehe da, ein geringer Funke hatte die Macht, das Ganze zu entzünden. Während das Holz hoch aufloderte, sprach nun Martin zu seinem Kameraden: Siehst du nicht, wie beschwerlich es ist, ein einzelnes Holzscheit in Flammen zu setzen, werde auch noch so emsig die Fackel untergehalten? Werden aber mehrere Scheite neben und übereinander geschichtet, so hat ein geringer Funke Macht, das Ganze zu entzünden; ja man kann sogar grünes Holz und Reisig darauf werfen, und es wird gleichfalls mit in Flammen auflodern, weil eine Gluth die andere verstärkt. Und ähnlich geschieht es auch im Gebete der Gemeinde, daß Einem durch den Andern aufgeholfen, jeder Einzelne von der Gesammtheit zur Andacht gestimmt und mit erhoben wird." — Rudolph begriff und fühlte das Treffende in diesem Gleichnisse und begleitete seinen Freund Martin künftighin fleißig in die Kirche. —

45. Die Macht eines inbrünstigen Gebetes, oder: der erquickende Regen.

Der Kaiser Marcus Aurelius führte Krieg mit den Quaden und Markomanen. Er wurde von den Feinden in's Gebirg gelockt, und in einem engen Thale, wo es ganz an

Wasser gebracht, zur Zeit, wo er von angestrengten Märschen, Gefechten und erhaltenen Wunden und von der drückendsten Sonnenhitze ganz erschöpft war, von allen Seiten eingeschlossen. Es schien, daß er da unrettbar verloren sei. Die Heiden gaben sich nicht die Mühe, sich mit ihm in einen Kampf einzulassen; denn sie glaubten, daß er ohne einen Schwertstreich verschmachten müsse. Vergebens riefen die Heiden ihre Götzen um Hilfe an, sie blieben taub zu allen ihren Bitten. Da nahmen in dieser großen Noth die Christen, die in einer Legion sich befanden, ihre Zuflucht zu dem Allmächtigen, warfen sich auf ihre Knie und beteten inbrünstig. Da stieg plötzlich eine schwarze Wolke auf, die einen reichlich erquickenden Regen über die Römer ergoß, so daß diese ihn mit ihren Schilden und Helmen auffingen und ihren und ihrer Pferde Durst hinlänglich löschen konnten, während welcher Zeit Hagel und furchtbare Blitze die Feinde ängstigten, und in die Flucht schlugen. —

(**Euseb. Hist. eccles. Lib. V. Cap. 5.**)

---

46. Die Macht eines inbrünstigen Gebetes, oder: Die gewonnene Schlacht.

Der Kaiser Maximus zog im Jahre 313 mit einem 60,000 Mann starken Heere aus, um seinen Mitregenten Licinius, der in aller Eile kaum 30,000 Mann zusammenraffen konnte, zu bekriegen. Um sich des Sieges, den er zuversichtlich hoffte noch mehr zu versichern, versprach Maximus, der noch Heide war, dem Jupiter durch ein feierliches Gelübde, den christlichen Namen gänzlich auszurotten, wenn er ihm zum Siege behilflich sein wollte. Er rückte in Schlachtordnung heran, und beide Armeen standen einander gegenüber. Da nahmen die Soldaten des Licinius einen Augenblick ihre Helme von den Häuptern, wandten ihre Augen gegen den Himmel, und beteten, was ihnen der Kaiser vorsagte, nämlich Folgendes: „Großer Gott! wir rufen dich an; heiliger Gott! wir flehen deinen mächtigen Beistand an. Wir empfehlen dir unsere gerechte Sache, wir empfehlen dir unser Heil, wir empfehlen dir unser Reich. Durch dich leben wir, durch dich siegen wir, durch dich gelangen wir zum Triumphe und zur Glückseligkeit. Großer, heiliger Gott! erhöre unsere

Wünsche, zu dir strecken wir unsere Hände aus. Allmächtiger, höchst heiliger Gott! erhöre uns!" — Nachdem die Soldaten dieses Gebet dreimal wiederholt hatten, fielen sie voll der Hoffnung und des Eifers über ihre Feinde her, ohne ihre Anzahl in Betracht zu ziehen. Die Ungläubigen waren kaum angegriffen, als sie auch schon geschlagen waren; denn ein panischer Schrecken hinderte sie, von ihren Pfeilen und Schwertern Gebrauch zu machen, und sie schienen nicht vorzurücken, um zu streiten, sondern um sich, gleich blinden Schlachtopfern, würgen zu lassen. Die Hälfte sank unter den Waffen, der übrige Theil des Heeres ergab sich oder nahm die Flucht. Maximus flüchtete sich nach Tarsus, ward da zu Wasser und zu Land eingeschlossen, und sah kein anderes Rettungsmittel mehr als Gift. Er starb unter entsetzlichen Schmerzen und unter furchtbaren Gewissensbissen erst am vierten Tage.

(Berault Gesch. d. K. I. Bd. S. 327—329 u. l. c.)

---

47. Des Gerechten Gebet vermag viel.

Als während der Zeit, da der heilige Simeon in Gebet und Betrachtungen auf der Säule stand, in Antiochien eine ganz ungewöhnliche Sterblichkeit wüthete, viele Häuser schon öde standen, ganze Familien schon ausgestorben waren und anhaltende, furchtbare Erdbeben, so daß selbst die Säule des heiligen Simeon wankte, alle Antiochener mit Furcht und Schrecken erfüllten, da flüchtete beinahe die ganze Volksmasse dieser großen Stadt zu dem heiligen Einsiedler. Simeon weinte und betete mit den Geschreckten; aber plötzlich redete er zu ihnen in harten Ausdrücken, warf ihnen ihre Ruchlosigkeit vor und sagte, daß ihr Geiz, ihr üppiges Schwelgen und ihr den schändlichsten Lastern fröhnendes Leben das Antlitz des Herrn von ihnen abgewandt hätten. Sie sollten nicht länger es wagen, ihre unreine, frevelnden Hände zum Himmel emporzuheben. Er indessen wolle für das Volk beten. Als er noch im Gebete begriffen war, ward auf einmal ein neuer heftiger Erdstoß verspürt. Die Erde und die Säule des Heiligen fingen an zu wanken. Erschrocken fiel alles Volk zur Erde, und nun erlaubte ihnen Simeon, ihr Geschrei auf's neue zum Himmel zu erheben. Er selbst

betete mit und zwar mit verdoppelter Inbrunst. Nach einiger Zeit richtete er sich auf und gab endlich dem Volke wieder den Frieden. Gott, sagte er, habe das Gebet erhört, werde der Stadt sich erbarmen. Aber unter der ganzen so zahlreich versammelten Menge befinde sich nur ein Einziger, dessen Gebet vor Gott gekommen, von Gott erhört worden sei. Zu gleicher Zeit bezeichnete er mit der Hand einen schlichten Landmann und gebot, daß man ihn näher herbei führen solle. Mein Sohn, redete er diesen an, sage mir, was hast du Frommes gethan, daß du dieser Gnade vor Gott gewürdiget warst? Ich, ehrwürdiger Vater, antwortete der Bauer, bin nicht besser, als die Andern, bin ein elender Sünder gleich ihnen. Diese demuthsvolle Antwort bekräftigte nur noch mehr das, was der heilige Simeon schon wußte; und als dieser nun noch ernster in ihn drang, die Wahrheit zu bekennen, gestand er mit liebenswürdiger Schüchternheit, daß er bisher Alles, was er gewonnen oder erworben, stets in drei Theile getheilt, wovon er den ersten den Armen gegeben, mit dem andern der weltlichen Obrigkeit seine Steuern und Abgaben bezahlt, und den dritten endlich zu seinem und seiner Familie Unterhalt verwendet habe. (Dr. Herbst II. S. 378.)

---

48. Das Gebet des Gerechten, oder: die Hilfe zur rechten Zeit.

Der heilige Columban errichtete in dem vogesischen Gebirge auf den Ruinen der verödeten und verfallenen Burg Anegrai ein Kloster. Die Gegend war äußerst wild, felsig und unbewohnt, und Columban sammt seinen Gefährten litten, trotz ihrer ungemeinen Genügsamkeit, die Nichts als einige wilde, jedoch eßbare Kräuter verlangten, dennoch öfters Gefahr, aus Mangel an Lebensmitteln umzukommen. Aber wunderbarer Weise sorgte die über ihnen waltende Vorsehung stets für ihre Erhaltung. Einst war einer von ihnen sehr krank. Alle waren bekümmert, daß sie dem kranken Bruder Nichts als Baumrinden und einige wilde Kräuter zu seiner Labung und Stärkung reichen konnten. Wie in allen Zeiten der Noth, nahmen sie auch jetzt wieder zum Gebete ihre Zuflucht; und nun dauerte es nicht lange, so kam ein, einige Stunden vom Kloster wohnender Landmann mit mehreren

mit Brod und allerlei Erfrischungen bepackten Pferden im Kloster an. Der gute Mann sagte, schon seit drei Tage habe der Gedanke, die frommen Mönche von Anegrai befänden sich in der größten Noth, ihn Tag und Nacht verfolgt, und er habe endlich der innern Anregung, ihnen Erfrischungen zuzuführen, nicht länger mehr widerstehen können. Als die Mönche ihm dankten, bat er sie um Fürbitte für seine kranke Frau bei Gott. Sogleich begab Columban mit den Brüdern sich in die Kirche; und bevor noch der für die kranke Gattin ängstlich besorgte Mann nach Hause kam, war jene schon vollkommen gesund.

(Stolbergs Religionsgesch. Bd. 21. S. 56.)

---

49. Das Gebet des Gerechten, oder: die besiegten Feinde.

Im Jahre 350 wurde die Stadt Nisibis von dem persischen König Sapor II. belagert. Der heilige Jakob, Bischof dieses Ortes, stieg auf die Stadtmauer, und flehte den Herrn um Hilfe wider die Ungläubigen an. Er betete mit Inbrunst für diese Stadt; da sandte Gott auf einmal ungeheure Schwärme einer Art von Fliegen, welche in die Rüssel der Elephanten, in die Ohren und Nüstern der Saumthiere eindrangen, und sie so wild machten, daß sie eine große Unordnung im Lager verursachten und viele Perser von den Elephanten vertreten wurden. Sapor erkannte, daß die Gottheit selbst die Stadt beschützte und hob die Belagerung auf.

(Stolbergs Religionsgesch. 10. Bd. Seite 204).
(Theodoret. Hist. eccl. Lib. II. c. 30).

---

50. Das Gebet der Unschuld, oder: das Bettelmädchen in Estland.

In Estland ging im Herbste des Jahres 1821 ein armes Bettelmädchen Abends spät durch den Wald, und sah sich auf einmal von fünf Wölfen umringt. Das arme kleine Wesen erschrickt heftig, und weiß in der Angst keine bessere Hilfe, ich wüßte auch sonst keine, — als, um die Wölfe

nicht zu sehen, schließt sie die Augen, um sie auf einen Andern zu richten, nämlich auf den, der die Wölfe blind und zahm machen kann, und wirft sich auf die Knie — betet, betet ruhig fort. Denn da sie die Wölfe aus den Augen gelassen, und nur auf ihren Helfer sah, so fürchtete sie Nichts. Und sieh, da sie die Augen wieder öffnet nnd aufsteht, sieht sie keinen Wolf mehr, sieht sich außer Gefahr. — Du, großer Mann, geh zu diesem Kinde in die Schule, und lerne in der Gefahr nicht auf die Gefahr, sondern allein auf den Retter aus der Gefahr schauen: Thue deine Augen zu, und dein Herz auf. — Aber — dürften Manche hier sagen — die Wölfe werden wohl gerade keinen Appetit gehabt haben? Es mag sein; aber wann hat der unersättliche Wolf keinen Appetit? Ich glaube vielmehr, daß ihnen der Appetit vergangen ist, da sie das fromme betende Kind sahen; denn sie giengen vom Kinde weg und in das Dorf und zerrissen einen von des Herrn Pfarrers großen Tigerhunden, deren er um der Wölfe willen zwei hielt. Am andern Tage fand man die Knochen und Haare desselben auf dem Kirchhofe. Das arme Mädchen und die Wölfe hatten also einen und denselben Weg aus dem Wald ins Dorf gemacht, ohne sich jedoch einander zu sehen und zu treffen. Sie nahm ihre Zuflucht zum Pfarrhaus und blieb da über Nacht. Kaum war sie daselbst angekommen, so sprang der den Wölfen entkommene Tigerhund gegen die Thür, um eingelassen zu werden. So hatten diese Wölfe, denen bei dem betenden Kinde der Hunger vergangen war, ein Abendbrod an einem großen Tigerhunde gefunden. Vorher hatten diese zwei Tigerhunde jedesmal alle Wölfe verjagt und überwunden; aber dießmal mußte es recht offenbar werden, daß das Gebet, auch eines Kindes, stärker ist und mehr vermag, als zwei große starke Tigerhunde, und daß Daniels Gott noch immer lebt, der auch hier seinen Engel sandte, welcher den Wölfen den Rachen zuhielt, daß sie diesem Kinde kein Leid zuthun durften.

(Dan. 6. 22. Jugendbiblioth. 12. Bd. S. 257.)

---

51. Wir sollen um Geld und Gut nicht zuerst beten, oder: der Holzhacker.

Ein Bäuerlein fällte die knorrige Eich' —
Er seufzte und murrte bei jeglichem Streich':

„Es ist doch ein Jammer, es ist ein Verdruß,
Wie unser Eins immer sich peinigen muß;
Wie ist doch der Arme so elend daran —
Wär' ich doch ein reicher, vermöglicher Mann!“ —

Da kommt ein holder, schönlockiger Knab'
Im Silbergewand mit goldenem Stab,
Er redet gar freundlich das Bäuerlein an:
„Gott grüß dich! du armer, unglücklicher Mann!
Verlange, was immer dein Herz nur begehrt —
Es sei dir die Bitte zur Stunde gewährt.“

Es wird zwar dem Bäuerlein ganz schau'rlich und bang;
Bei all dem bedenkt sich mein Bäuerlein nicht lang.
Er ziehet gar höflich das Pelzkäpplein ab,
Und spricht sich verneigend: O himmlischer Knab'!
Ich bitte — weil Ihr es doch selber so woll't! —
Was ich nur berühre das werde zu Gold.“ —

Da lächelt gar seltsam der lockige Knab' —
Berühret das Bäuerlein mit goldenem Stab':
„Ich wollte du hättest was Bessers begehrt —
Indessen sei dennoch die Bitte gewährt.“
So spricht er, verschwindend in goldenem Duft,
Und himmlischer Wohlgeruch füllet die Luft. —

„Gottlob! ruft das Bäuerlein, nun bin ich ja reich!“
Er prüfte die herrlichen Künste sogleich.
Kaum faßt er der Eiche gekrümmten Ast,
So kracht er von goldener Eichelein Last,
Die Blättlein und Knösplein ohn' End und Zahl,
Sie schimmern von lauterm Golde zumal.

„O Wunder, o Freude! Jetzt geh ich nach Haus!
Die Arbeit hier mache ein Anderer aus,
Nun esse ich nichts mehr als Braten und Wurst,
Und trinke Burgunder und Rheinwein für Durst.
Nur dießmal noch ess' ich vom Brod' da genug,
Und trinke die Letzte aus irdenem Krug!“

Er langet sein irdenes Krüglein herbei —
Wie schwer ist's, wie schimmerts und funkelts! Ei! Ei!
Doch — weh! — auch das Wasser gerinnet zu Gold,
Kein Tröpflein dem goldenen Krüglein entrollt.
Er bricht von dem Brode und beißet — o Graus! —
Am goldenen Bröcklein die Zähne sich aus.

O Schrecken, o Jammer! Was fang ich jetzt an?
Was hab ich aus Dummheit und Geldgier gethan!
Nichts hilft mir im Hunger die goldene Wurst
Und Gold statt des Weines stillt nimmer den Durst.
O! hätt ich statt Goldes nur Wasser und Brod!
Ach, was mir ein Glück schien, das ist jetzt mein Tod." —

Vor Aengsten und Jammer mein Bäu'rlein erwacht,
Denn alles dieß war nur ein Träumlein der Nacht. —
Gottlob spricht er, froh der verschwundenen Noth,
Ich habe statt Goldes das tägliche Brod,
Gottlob! daß ich wieder bei ruhigem Sinn,
Und nicht das verwünschte Goldkäferlein bin."

„Gar gut ist's — so hat mich das Träumlein gelehrt —
Daß Gott nicht gleich Jeglichem Jedes gewährt;
Gar Mancher begehrte des Goldes wie Stroh,
Und würde doch nimmer zufrieden und froh;
Ja Mancher fleht Manches mit thörichtem Mund',
Und ginge an Leib' und Seele zu Grund!" —

(Chr. v. Schmid.)

52. Die Kraft des Vater Unsers, oder: die Betende am Altare, und der Küster auf dem Chore.

(Eine Legende.)

Ein Weib, das den Herrn voll Lieb' umfing,
Und an ihm wie ein Kind am Vater hing,
Trat abendlich, wenn es dunkel war,
Im Kirchlein an den Hochaltar,
Und warf sich voll Ergebung hin,
Und schüttet aus den tiefsten Sinn
Und dankt für Lust, erkennt das Leid
Mit kindlicher Unterwürfigkeit;

Gesteht jedweden Fall und Fehl,
Und hat das Kleinste selbst nicht hehl,
Und spricht zum Schluß ein kurz Gebet,
Worauf es still von hinnen geht. —

Der Küster, der das Weib allda
In jeder Abenddämm'rung sah,
Steigt einmal, wie sie kommt auf's Chor
Und legt sich, lauernd, auf das Ohr
Und sieh! das Weib kniet wieder hin
Und schüttet aus den frommen Sinn,
Und dankt, erkennt, gesteht und fleht,
Und spricht zum Schluß ein kurz Gebet.

Und wie sie spricht, da rollen ihr
Die heißen Thränen für und für
Und glänzen bei der Ampel Schein
Als sollten's echte Perlein sein.
Und sieh! ein Täublein wunderbar,
Schwebt auf sie nieder vom Altar,
Pickt weg die Thränen, wie sie sind,
Und fliegt damit empor geschwind.

Der Küster sieht's und schleicht ihr nach
Und fragt sie, welch Gebet sie sprach,
Daß Gott, wie er selbst geseh'n,
Solch Wunder lass' an ihr gescheh'n.
„„Ach, sagt das Weib, ich weiß nur eins,
„Das Vater unser," weiter kein's!"" —
„Das Vater unser" nur? — Ei seht,
Das ist ja das allermindste Gebet!
Doch lerntet ihr einen Psalm gar ein,
Wie würde das erst Gott erfreu'n!? —
Dem Weibe geht dies Wort zu Sinn,
Und Tag und Wochen bringt sie hin,
Lernt einen Psalm, gar schwer und lang,
Den schönsten schier, den David sang,
Und geht ins Kirchlein mit frohem Muth,
Und denkt, nun frucht es doppelt gut. —

Doch, wie sie sich abmüht, wie sie spricht,
So leicht um's Herz wird ihr doch nicht;

Und keine Thränen brechen vor,
Kein Täubchen sieht der Küster am Chor.
Drum, als sie wieder beten geht,
Da fleht sie, wie sie sonst gefleht,
Und bringt, ergriffen wunderbar,
Gott nun ihr „Vater Unser" dar. —
Und alsbald wieder rollten ihr,
Die heißen Thränen für und für. —

Und wieder fliegt das Täubchen drauf
Und pickt die klaren Perlen auf,
Und schier vernehmbar weht sie's an:
„Ein Jeder bete, wie er kann,
Nur warm und wahr, von Trug entfernt;
Nicht wie aus Noth, nicht eingelernt;
Gott hört das „Vater Unser" gern.
Es ist ja das Gebet des Herrn!" —

(Joh. Gabriel Seidel.)

Das Vater unser.

53. Die Kraft des Vater unsers, oder: die Wittwe von Thekua.

Im zweiten Buche der Könige wird uns von einer Wittwe erzählt; sie heißt daselbst nur „das Weib von Thekua." Joab bediente sich derselben, um die Aussöhnung Davids mit seinem in Ungnade gefallenen Sohne Absalon zu erwirken. Joab legte ihr alle Worte, die sie sprechen sollte, in den Mund; und so schickt sich denn die gute Wittwe an und erscheint vor dem Könige, fällt vor ihm auf die Kniee und bringt ihre flehentliche Bitte vor. Voll Ernst wendet sich David an die Bittende und fragt sie, wer ihr denn hiezu die Anleitung gegeben? Hierauf erwiderte die Thekuitin: „Mein König und Herr! alle diese Worte, so ich zu Dir rede, hat mir in den Mund gelegt dein treuer Diener Joab." — Und sogleich gewährt der König der Wittwe von Thekua ihre Bitte. — Was werden wir alsdann nicht erst bei Gott ausrichten, wenn wir im Gebete zu Ihm hintreten, und Ihn mit den eigenen Worten seines Sohnes bitten? Können

wir da nicht auch mit der Thekuitin sagen: Mein Herr und König! alle die Worte, so ich zu dir rede, hat mir nicht nur dein treuer Diener Joab, sondern dein eigener Sohn in den Mund gelegt?" — Und wird eine solche Sprache ihn nicht gewinnen, auf daß er uns Alles gewähre, um was immer wir ihn bitten werden? — O wie mächtig muß das Gebet des Herrn nicht sein! —

---

54. Der Werth des Vater Unsers, oder: Jordan, General des Dominikanerordens.

Der selige Jordan, General des Dominikanerordens, gab durch zwei sehr entsprechende Antworten zu verstehen, welche eine große Kraft und Wirksamkeit im Gebete des Herrn liege, und welch einen hohen Werth dasselbe in den Augen Gottes habe. Ein Geistlicher seines Klosters fragte ihn einstens, wie sie wohl das reiche Almosen, mit welchem sie von so vielen und wohlthätigen Seelen beschenkt würden, vor Gott genugsam abzahlen könnten. Da entgegnete der heilige Mann: „Ein einziges „Vater Unser" mit wahrer, inniger Andacht gebetet, ist ein reicher Ersatz für alle empfangenen Wohlthaten; dieses kurze Gebet wird Heil und Segen vom Himmel herabziehen auf alle Diejenigen, welche in christlicher Nächstenliebe den Armen und Bedürftigen Almosen spenden! Auch verstand er es gar wohl, den ihn befragenden Weltleuten die religiösen Wahrheiten durch ebenso richtige als leichtfaßliche Vergleiche zu erklären. „Lehrer," sagte einst ein Weltlicher zu ihm, „hat das „Vater Unser" im Munde der Laien, die dessen Werth nicht kennen, ebensoviel Verdienst, als im Munde der Priester, welche wissen, was sie sagen?" „Ebensoviel," antwortete der Heilige; „so wie ein kostbarer Stein in der Hand Desjenigen, der nicht weiß, was er gilt, allzeit seinen Preis behält.

(Prugger und Guillois.)

---

55. Das Gebet des Herrn in seiner Lieblichkeit.

Wie unendlich gerne beteten nicht die größten Heiligen Gottes das Gebet des Herrn!? Oft verweilten sie Stundenlang in der Betrachtung eines einzigen Vater unsers, und

fühlten eine namenlose Süssigkeit und Freude bei diesem Gebete. Der heilige Robertus hatte als Kind mit fünf Jahren von seiner frommen Mutter das heilige Vater unser gelernt. Wie gewann er das freundliche und trauliche Gebet so lieb?! Nie legte er sich zu Bette, ohne seine Händlein zu falten und in kindlicher Einfalt mit seinem Vater im Himmel zu reden: „Vater unser" 2c. 2c. Wie ein Engel kniete der unschuldige Knabe da, die Gluth der Andacht glänzte in seinem zarten Gesichte und die lachende Miene seines Mundes war ein lauter Zeuge von der Freude und Seligkeit, die er jedesmal bei Abbetung dieses Gebetes empfand. Nicht selten hatte er alsdann während der Nacht die süßesten und freudigsten Träume von seinem himmlischen Vater, mit dem er so voll kindlicher Einfalt gesprochen, ehe er die Augen zur nächtlichen Ruhe schloß. (Prugger.)

Der heilige Jakobus Alemanus, aus dem Orden des heiligen Dominikus, entrichtete viele und verschiedene Gebete zu Gott und seinen Heiligen; doch sagte er, daß ihm kein Gebet angenehmer vorkomme als das heilige „Vater unser" und er bekannte, daß, so oft er es bete, er ein süßes Gefühl empfinde, als wie wenn er Honig im Munde hätte.

Als der heiliche Hugo auf dem Sterbebette lag, betete er die offene Schuld, sammt dem heiligen „Vater Unser" dreihundertmal. Man fragte, was man ihm in den letzten Zügen zurufen sollte. Hierauf antwortete er: „Das Vater Unser, das Vater Unser!" — S. Hugon. Vita Prugger und Dr. Haid. —

Solch eine heilige Freude empfanden die Diener Gottes am Gebete des Herrn. Nicht ohne Grund; denn in Wahrheit — es gibt kein lieblicheres, tröstlicheres und erfolgreicheres Gebet — als das „Vater Unser." —

---

56. Ueber die Worte „Vater Unser," — oder: der ungelehrte Bauer im fürstlichen Palais.

Ein armer Landmann hatte durch Brand, Hagelschlag und allerlei Unglücksfälle schwer gelitten; tagtäglich fühlte er die Wehen seiner unverschuldeten Armuth mehr und mehr, und er wußte nicht, wo er in seiner Bedrängniß Trost und Hilfe suchen sollte, wenn er oft Weiber und Kinder um sich

her so wehmüthig und so schmerzlich hungern sah; da kam er einmal auf den Gedanken, in die nahegelegene Stadt zu gehen und den reichen Fürsten, der daselbst wohnte, um Erbarmen anzuflehen. Wie gedacht so gethan; er machte sich auf den Weg und geht zur Stadt. — Aber, was werde ich zu diesem großen Herrn sagen? wie werde ich ihn anreden, daß ich keinen Bock mache? Diese Frage stellte er unterwegs wohl zehn und zwanzigmal an sich; und je öfters er sich's überlegt, desto verlegener wird er. Endlich langt er beim fürstlichen Palaste an; er tritt hinein; aber es wird ihm auf einmal ganz sonderbar und ängstlich ums Herz, als er all die ungewohnte Pracht sieht und sich wieder fragt: „Ach, was muß ich doch jetzt zu dem vornehmen Herrn sagen, wie muß ich ihn anreden?" Noch immer bleibt er sich die Antwort schuldig, und zitternd geht er in den weiten, prächtigen Säulengängen auf und ab. Da erblickte er auf einmal im Hintergrunde eine freundliche Hauskapelle. „Halt," denkt er sichs, „jetzt hat's gerathen; nun will ich nicht mehr den irdischen Fürsten anreden, dessen Titulatur mir so viele Schwierigkeiten macht, nicht mehr ihm will ich meine Noth und mein Anliegen klagen, zu dem größten Herrn im Himmel droben will ich mich wenden, bei dem weiß ich schon, wie ich ihn anreden muß; zu ihm darf ich ja nur sagen: „Vater unser der du bist in dem Himmel," und er ist's zufrieden. — Beseelt von diesem glücklichen Gedanken fällt er auf seine Kniee nieder und schüttet sein ganzes Herz vor Gott, dem Fürsten aller Fürsten aus. Und nachdem er sein andächtiges Gebet beendet hatte, kehrte er beruhigt in seinem Innern nach Hause zurück, hoffend mit der Zuversicht, daß ihm der himmlische Vater Trost und Hilfe senden werde. Und er täuschte sich nicht; noch war er eine halbe Stunde von seinem Dorfe entfernt, als ihm schon seine Kinder freudentrunken entgegen hüpften und ihm die Botschaft brachten, daß ihnen der edle Fürst aus der Stadt Geld und Lebensmittel in Ueberfluß zugeschickt habe. (Letzterer hatte nemlich vom Unglücke des armen braven Landmannes Kunde erhalten und sich seiner erbarmt.) Mit Freuden vernahms der arme Bauer und erhob voll Thränen des Dankes die Augen zum Himmel, zu jenem gnädigen Fürsten, den er mit dem vertraulichen Worte „Vater Unser" hatte anreden dürfen.

57. Ueber die Worte: „Vater Unser," — oder: die heilige Mechtildis.

Diese fromme Dienerin Gottes fragte einst, wie uns der ehrwürdige Blosius erzählt, den Herrn, was sie denn vorzugsweise von seiner unaussprechlichen Güte glauben solle. Und der Herr antwortete ihr: „Glaube mit Zuversicht, meine Tochter, daß ich dich stets so aufnehmen werde, wie der liebreichste Vater sein geliebtes Kind aufnimmt; denn wahrlich, kein Vater hat noch je sein Hab und Gut so ehrlich und redlich mit seinem Kinde getheilt, wie ich meine Güter und mich selbst mit dir theile und auch künftig theilen werde. Wer dieß von meiner Güte glaubt und hofft, wer mit kindlicher Liebe sich mir hingibt der wird selig sein." Und noch setzte er bei: „Ich habe Freude daran, wenn ich mich Vater nennen höre, und wenn die Menschen auf meine Vatergüte vertrauen: ich will diesen im Leben immer als Vater nahe stehen und sie nach dem Tode weit über ihre Verdienste belohnen." (Lud. Blosius in Monil. cap. 11.) O daß wir doch das Wörtlein „Vater" in seiner ganzen Bedeutung erfassen und durch den freundlichen Sinn desselben zur innigen Gegenliebe hingezogen werden möchten! —

---

58. Ueber die Worte: „Der du bist in dem Himmel!" oder: Franziskus Seraphikus und Honorius III.

Welch innigen Trost müssen uns nicht die Worte einflößen: „Der du bist in dem Himmel?" Wir haben einen Vater, der von den Vätern auf Erden unendlich weit unterschieden ist. Letztere können gar oft nicht geben, was die Kinder begehren; Er aber wohnt im Himmel, wo Nichts mangelt, wo Alles zu haben ist, was nur immer ein Kind von seinem Vater verlangen und bitten kann. Weil er Vater ist, so will er uns Alles Gute geben, weil er im Himmel ist, so kann er uns Alles Gute geben. Diese selige und tröstliche Ueberzeugung trug ganz besonders lebhaft in seinem Herzen der seraphische Franziskus. Dieser heilige Diener Gottes begab sich zu Pabst Honorius III. um von ihm die Erlaubniß zu erholen zur Gründung des Franziskanerordens, oder vielmehr die Bestätigung dieses Ordens, der nur vom Betteln leben sollte. Da sprach der heilige Vater zu Fran-

ziskus: Ihr habt Alle zusammen Nichts; wie werdet ihr denn leben? wovon werdet ihr euch denn ernähren? Und St. Franziskus gab ihm zur Antwort: „Wahr ist's, wir sind von einer dürftigen Mutter; aber wir haben einen gar reichen Vater, der im Himmel ist, und dieser wird uns ernähren." (Platus III. 27.)

---

59. Ueber die Worte: Der du bist in dem Himmel! oder: Arm und doch reich.

Gott im Himmel ist uns Vater! Wie reich ist hiedurch nicht auch der ärmste Bettler, wie glücklich nicht selbst der unglücklichste unter allen Menschen! — Ich habe eine tugendhafte Frau gekannt, sagte der fromme Bourdon, die zwar arm war an den Gütern des gegenwärtigen Lebens, aber sehr reich an den Gütern des Himmels, voll des Geistes Jesu Christi und einer innigen Liebe zur heiligen Jungfrau. Da man nun in der Stadt, wo sie wohnte, eine prächtige Kirche baute, fühlte sie sich angetrieben, einen Thaler zu opfern, den sie erspart hatte, um auch zum Bau des Gotteshauses beizutragen. Allein der Priester, dem sie ihre Gabe anbot, weigerte sich, sie anzunehmen und sagte sogar, es würde ihn vielmehr freuen, wenn sie einige Unterstützung von ihm annehme, statt von ihr etwas zu empfangen, da er an ihren Kleidern wohl sehe, daß sie arm sei." — Da antwortete ihm diese Frau mit einem bewunderungswürdigen Glauben: „Wie, ich arm, hochwürdiger Herr! Wie bin ich nicht eine Christin, die Tochter eines großen Königs und Erbin eines großen Königreiches?" (Debussi S. 138.)

---

60. Ueber die Worte: Der du bist in dem Himmel! oder: die merkwürdige Antwort.

Unser Vater ist im Himmel; darum ist der Himmel auch unser Vaterland; wir alle gehören in das Himmelreich. Diese Wahrheit sprach ein Schulkind in der Einfalt seines Herzens auf eine ebenso naive, als ergötzliche Weise aus. — Vor einigen Jahren examinirte ein königlicher Schulkommissär, der unserm aufgeklärten Jahrhundert angehört, in einer Schule

der obern Pfalz bei einer öffentlichen Jahresprüfung die Kinder unter Anderm von den drei Reichen der Natur. Als er damit zu Ende war, stellte er nun die Frage auf: In welches der drei Reiche gehört wohl der Mensch? — Während sämmtliche Kinder schweigend da saßen, hob ein Knabe voll Muth und Freude den Finger in die Höhe, zum Zeichen, daß er es bestimmt wisse. Der Commissär sagte ihm freundlich: Nun ja, du sollst es mir sagen. Der Knabe antwortete: Ins Himmelreich. Der Schulcommissär, der diese Antwort nicht erwartet hatte, schwieg, und ging auf einen andern Gegenstand über. (Chrysost. v. Hägelsp. I. Bd. S. 48.)

---

61. „Geheiliget werde dein Name!" oder: der heilige Franziskus und der gottselige Jüngling Julian.

Wir heiligen den Namen Gottes mit Worten, wenn wir ihn mit Ehrfurcht und Andacht aussprechen. — So oft der heil. Franziskus den göttlichen Namen Jesu aussprach, so that er dieß nie anders, als nur mit tiefster Ehrfurcht, darum fühlte er dabei auch gar oft eine wunderbare Süßigkeit in seinem Munde. Fand er hie und da auf dem Boden Zettelchen oder zerrissene Papierstücklein, worauf der Name Gottes stand, so hob er sie fleißig auf und bewahrte sie in seiner Klosterzelle an einem geeigneten Orte mit großer Ehrerbietung. Er befahl auch seinen Untergebenen, ein Gleiches zu thun.

(March. hort. past. pag. 338.)

Der heilige Ephrem hatte mit einem gottseligen Jünglinge, Namens Julian, innige Freundschaft geschlossen. Einst bemerkte er, daß die Bücher seines jungen Freundes im üblen Stande und gar viele Worte darin ausgelöscht seien; besonders aber war dieses der Fall beim allerheiligsten Namen Jesus. Da fragte ihn der heilige Ephrem, was denn dieß zu bedeuten hätte; und Julian antwortete: „Ich kann dir Nichts verhehlen. Für mich gibt es auf Erden keinen süßern und lieblichern Namen, als den heiligen Namen Jesus. Es ist dieß ja der Name meines Erlösers, der uns alle so unaussprechlich geliebt. So oft ich nun dieser unendlichen Liebe gedenke, muß ich Thränen der Gegenliebe und des Dankes weinen; gedenke ich aber meiner Sünden, so fällt mir sogleich jene Sünderin ein, die sich dem göttlichen Heilande näherte,

seine Füße mit ihren Thränen netzte, und sie dann mit ihren Haaren trocknete; und auch ich kann mich der Thränen nicht enthalten. So oft daher meinem Blicke der heilige Namen Jesus begegnet, quillt aus meinem Auge entweder die Thräne des Dankes oder der Reue; und darum findest du diesen heiligen Namen in meinen Büchern so sehr verwischt und ausgelöscht." — Ephrem lächelte und sprach: „Möge Jesus, der Liebreiche, deine Einfalt und Frömmigkeit belohnen und deine Thränen in ein Meer himmlischer Freuden verwandeln." — (Stolberg's Religionsgeschichte Bd. 13. S. 290.) O daß doch auch wir den heiligen Namen Gottes, den süßen Namen Jesus, stets nur mit heiliger Ehrfurcht und inniger Liebe aussprechen und dadurch die erste Bitte des Vater unsers würdig beten möchten! —

62. „Geheiliget werde dein Name!" oder: die beschämten Schmeichler.

Der heilige Canut, König von England, sprach nicht blos mit Worten, sondern auch in der That und in der Wahrheit sein „Geheiliget werde dein Name!" Denn als er eines Tages am Ufer des Meeres spazieren ging, und einer seiner Begleiter sich über seine königliche Macht ergießend sprach: „Wer, o König, ist dir gleich? Millionen von Menschen lenkest du nach deinem Willen, und selbst des Weltmeeres Gebieter bist du;" da lächelte der heilige König, setzte ganz nahe zu den Wellen am Ufer sich hin, und sprach, indem er einen ernsten Ton annahm: „Ich gebiete dir Meer, rühre nicht an deinen Beherrscher!" Und nur noch einen Augenblick blieb er in seiner imponirenden Haltung, als das Meer sein Gebot schon übertreten, und seine Füße benetzt hatte. Nun sprach er zu seinen Begleitern: „Seht, so groß ist meine Herrschaft über das Meer, welches mein Machtgebot also beobachtet! Gott ist der Herr über Himmel und Erde, über Land und Meer, nicht mir gebührt Ehre, sondern ihm in Ewigkeit." — Und im Vollgefühle menschlicher Schwäche begab er sich zu Winchester in die Kirche und setzte die königliche Krone auf das Haupt des Gekreuzigten und sprach mit den Worten des Psalmes 88. in sichtbarer Rührung: „Dir, Herr, ziemet alle Ehre, denn

wer ist dir gleich? du bist mächtig und herrschest über die Meere, und gebietest über die Fluthen in ihrer Bewegung!"
(Bercastel's Geschichte d. Kirche 10. Bd.)

63. „Geheiliget werde dein Name!" oder: der heilige Polycarp.

Als der heilige Bischof Polykarp von den heidnischen Richtern unter Androhung der größten Martern aufgefordert wurde, den Namen Gottes zu lästern, sprach er voll Milde und Würde: „Es sind schon siebenzig Jahre, daß ich meinem Herrn diene, und er hat mich nur mit Güte und Liebe überhäuft. Wie möget ihr also verlangen, daß ich jenen lästern soll, der mich erlöset hat? Preisen will ich seinen Namen und verkünden seine Ehre; aber beleidigen kann und werde ich meinen Herrn und König ewig nicht!" So begeistert sprach Polykarp das Lob des göttlichen Namens und neigte willig sein ehrwürdig graues Haupt zum Martyrtode hin und freute sich, ein Opfer der wilden Thiere zu sein, um gleich den Samenkörnlein zur ewigen und himmlischen Erndte heranreifen zu können. (In vita.)

64. „Geheiliget werde dein Name!" oder: König Ludwig der Heilige.

Der große König Frankreichs, St. Ludwig, brannte von einem so heftigen Verlangen, den Namen des Herrn zu verherrlichen, daß man ihn zuweilen ausrufen hörte: „O daß es mir doch möglich wäre, alle Beleidigungen, die meinem Gott zugefügt werden, zu verhindern, und seinen heiligen Namen in der ganzen Welt bekannt zu machen!" Um alle Gotteslästerungen in seinem Reiche auszureuten, erließ er ein eigenes Edict und gebot, daß alle diejenigen, welche sich dieses Verbrechens schuldig machen würden, mit glühenden Eisen auf die Lippen gebrannt werden sollten. Und wirklich ließ er diese Strafe an einem der vornehmsten Bewohner von Paris vollziehen, den man auf öffentlicher Straße gegen Gott hatte lästern hören. Er wollte dadurch ein Exempel statuiren und den Schuldigen stets an das erinnern, was

ihm diese Strafe zugezogen hatte. Das Volk murrte zwar über diese Strenge und gab seinen Unwillen in beleidigenden Worten zu erkennen; allein Ludwig achtete dieß nicht, sondern erklärte: „Sie mögen wider mich sprechen und lästern, so viel sie nur wollen; darum kümmere ich mich nicht. Gern wollte ich dieß ertragen, wenn ich dadurch nur die Gotteslästerung aus meinem Königreiche verbannen könnte!" Es verschwand auch dieses Laster mehr und mehr aus seinem Lande; und so hatte der heilige Ludwig ein schönes Gesetz gegeben, welches zur Verherrlichung des göttlichen Namens unendlich segensreich wirkte. Aber er war nicht blos hiemit zufrieden; er zeigte es auch im Werke, wie sehr ihm auch die Verherrlichung des göttlichen Namens am Herzen liege. Deßhalb zog er hinüber in das heilige Land und scheute keine Mühe und keine Beschwerde, um dasselbe den Händen der Sarazenen zu entreißen und unter den Ungläubigen den Namen Gottes bekannt zu machen. (In vita.)

---

65. „Geheiliget werde dein Name!" oder: die derbe Zurechtweisung.

Nicht selten geschieht es, besonders in unsern schlimmen, glaubenslosen Zeiten, daß junge und alte Wohllüstlinge die Glocke der Unzucht läuten und ihre schändlichsten Handlungen als Heldenthaten hinstellen; sie haben ein wahres Vergnügen daran, wenn sie recht abscheuliche Reden führen und auch die Gemüther ihrer Umgebung mit dem Wuste ihres schmutzigen Herzens und Mundes beflecken können. Auch da können wir gar schön den Namen Gottes heiligen, wenn wir nemlich derartige Reden verhindern, und solch einen unfläuigen Mund verstummen machen.

Schon ein Weltweiser des heidnischen Alterthums sprach zu einem Jünglinge, der schändliche Reden führte: „Schämst du dich nicht, aus einer elfenbeinernen Scheide, einen bleiernen Degen zu ziehen? — Und der Jüngling verstummte.

(Seifert S. 37.)

Ein hochgestellter Geistlicher hatte eine Reise zu machen. Eines Abends langte er in einem Provinzialstädtchen an und kehrte im beßten Gasthause daselbst ein. — Bei seinem Ein-

treten traf er eine ziemlich zahlreiche Gesellschaft von jungen Leuten an, die der Klasse der Halbgebildeten angehörten. Diese ergötzten sich eben an den unsaubersten Gesprächen, und als der Hauptredner davon den geistlichen Herrn erblickte, da war es vollends aus; er konnte sich nicht satt reden und machte mit seinen schamlosen Stücken ein Rühmens, daß es an's Fabelhafte grenzte; mit lachendem Munde konnte er's erzählen, wie er schon so und so Viele durch Unzucht verführt und geschändet hätte. Da stand der Priester auf und sprach zu ihm mit ernster Miene, und im festen Tone: Mein Herr! ich kenne einen Gemeindestier; dieser kann sich ähnlicher Heldenthaten rühmen, wie Sie, und ich gestehe es Ihnen gerne, Sie haben nicht mehr weit, um diesem großen Helden gleich zu sein." — Eine so derbe Lektion hatte der große, unverschämte Sprecher nicht erwartet; er mußte sich vor Scham das Angesicht verhalten und — schweigen. So ist es recht; Jeder, der auf ähnliche Weise die Redner der Unzucht zum Schweigen bringt, der thut ein gutes Werk und verherrlichet gleichsam Gottes Namen vor allen denen, die er gegen solch sündhafte Gespräche sichert. (Eine wahre Geschichte aus dem Leben eines hochgestellten Priesters.)

---

66. „Geheiliget werde dein Name!" oder: die bekehrten Räuber.

Noch glänzender hat Nicolaus Bobadilla durch Bekehrung großer Sünder den Namen des Herrn verherrlichet. — Auf einer einsamen Wanderung durch ein Thal im Königreiche Neapel ward ein eifriger Diener des Evangeliums und der Kirche und einer der Gefährten des großen Ignatius, Nicolaus Bobadilla, plötzlich von einem Banditenhaufen umzingelt. Er setzte aber, ohne die mindeste Unruhe zu zeigen, zwischen diesen ruchlosen Begleitern munter seine Schritte fort, und sang mit seiner überaus anmuthigen Stimme ein geistliches Lied nach dem andern, während die Mordlustigen ganz stille horchend, wie in der heidnischen Fabel die wilden Thiere dem Amphion, ihm nachfolgten. Als er nach einiger Zeit ihre verwilderten Gesichter etwas erheitert sah, blieb er stehen, und sprach lächelnd zu ihnen: „Ihr kommt mir wie Leute vor, die schon lange keine Predigt mehr gehört haben; wenn's

euch gefällig ist, so kann ich euch damit dienen; nach geendigter Predigt könnt ihr dann machen mit mir, wie es euch beliebt. Die Banditen nahmen lachend den Vorschlag an; Bobadilla stellte sich in Ermanglung einer Kanzel auf einen Stein, und redete sie an mit diesen Worten: „Je ernstlicher ich euch betrachte, desto mehr (sollt ihr's meinen?) finde ich zwischen Christo dem Herrn und euch ganz sonderbare Aehnlichkeiten. Christus wanderte oft und viel über Berg und Thal, so auch ihr. Christus hatte nichts, wo er sein Haupt hinlegte, war ohne Dach und Fach, schlief oftmals unter freiem Himmel; so verhält sich's auch bei euch. Christus befahl: „So Jemand dir den Rock nehmen will, so lasse ihm auch den Mantel;" — dieß ist eure Meinung auch und ihr seid damit einverstanden. Christus rief oftmals: Wehe über die üppigen und reichen Geizigen; eben diese verfolget ihr auch. Gegen Christus schrie man einhellig: Kreuzige ihn! — euch wünschet man's auch. Christus hat dem Räuber und Mörder an seiner Seite das Paradies versprochen; und mit ihm euch Allen auch — wenn ihr euch bekehret und Buße thut." — Und siehe, kaum hatte er, nach dieser Wendung seiner Rede, einige Worte voll Kraft und Mitleid und heiligen Ernstes zu ihnen gesprochen, da fielen alle diese Wölfe dem Diener Christi zu Füßen; sie schonten nicht allein seines Lebens, sondern sie waren auch erweicht zur Erbarmung über sich selbst, sie verließen ihre ruchlosen Wege, und wandelten von nun an in aufrichtiger Buße, und verherrlichten Gott durch einen ebenso frommen Wandel, als sie ihn vorher durch ihr gottloses Leben entheiliget hatten. Trug sonach Bobadilla nicht auf die schönste Weise zur Heiligung des göttlichen Namens bei?

(J. E. Veith's Leidenswerkz. S. 249.)

---

67. „Zukomme uns dein Reich!" oder: der Missionär. (Reich Gottes um uns.)

Der heilige Franziskus Xaverius sah es mit Verwunderung, wie französische und spanische Handelsleute mit Lebensgefahr das Meer durchschifften, um ihr Glück zu machen. — „Wie," rief er aus, „ist es möglich, daß diese Männer eifriger sind, um ihr Glück zu begründen und vergängliche Schätze zu

sammeln, als ich, um Gott Seelen zu gewinnen und sein Reich zu vergrößern! Alle Tage bete ich: „Zukomme uns dein Reich!" und bin so träge und saumselig, um zur Verbreitung dieses göttlichen Reiches etwas beizutragen!" Dieser Gedanke bestimmte ihn, den Wanderstab zu ergreifen und nach Indien und Japan hinzuziehen und dort Seelen für das Reich Gottes zu gewinnen. Wie von den Flügeln der Winde getragen eilt er freudig hin in's fernste Asien, nach Indien, nach den Molukken, nach China und Japan. Nicht Gefahren auf dem Lande halten ihn zurück, und feindliche Flotten, nicht Hunger und Durst, nicht die Wildheit der Völker! — Mit dem Kreuze des Erlösers und sonst mit keiner andern Waffe gerüstet, eilt er hin, um die Welt für Christus und seine heilige Kirche zu erobern und die Völker in die herrliche Freiheit der Kinder Gottes zu führen. Franziskus allein bekehrt zwei und fünfzig Reiche, pflanzt die Siegesfahne des Kreuzes in einem Umfange von dreitausend Meilen auf und tauft mit eigener Hand fast eine Million Götzendiener und Muhamedaner! Begeistert von der Liebe Gottes, richtete er überall das Panier des Herrn auf. — Heißt das nicht in Wort und Werk beten: „Zukomme uns dein Reich?" Und ach! was thun wir zur Verbreitung des göttlichen Reiches? Ich weiß es wohl, wir können nicht als Missionäre hinziehen in die fernen Welttheile und da Gottes Reich verkünden; wir können aber doch wenigstens beten, daß Gottes Kirche auf Erden immer mehr Aufnahme und seine heiligen Gebote immer mehr Beachtung und Gehorsam finden möchten; wir können jene Tugendhelden, die da in ferne Welttheile als Missionäre hinziehen, durch so manches Schärflein unterstützen, welches wir in frommer Gesinnung opfern. Auf solche Weise würden wir die zweite Bitte des Vater unsers nicht nur mit Worten beten, sondern auch durch Thaten bethätigen. Seitdem die verschiedenen Missionsvereine bestehen, fehlt es uns wahrlich an Gelegenheiten hiezu nicht.

---

68. „Zukomme uns dein Reich!" oder: die blinde Korbflechterin. (Das Reich Gottes um uns.)

Eine christliche Jungfrau, welche das Unglück hatte, blind zu sein, brachte einem Geistlichen 18 Gulden für die Mis-

sionen. Der Geistliche, erstaunt, daß sie ihm eine so große Summe darbot, sagte zu ihr: „du bist ein armes blindes Mädchen, du bist nicht im Stande 18 Gulden zu geben." Die Jungfrau antwortete: „Ich bin zwar blind, aber vielleicht nicht so arm, wie Sie glauben, und ich werde es Ihnen beweisen, daß ich eher im Stande bin, diese Summe zu geben, als die Mädchen, welche gesunde Augen haben." — Der Geistliche war über diese Antwort sehr verwundert und sagte: „Es soll mich sehr freuen zu erfahren wie du das machst." — Die Jungfrau sprach: „Herr, ich bin eine Korbmacherin, und da ich blind bin, so kann ich im Dunkeln ebenso gut Körbe machen, als im Hellen. Nun weiß ich gewiß, daß es im vergangenen Winter den sehenden Mädchen mehr als 18 Gulden gekostet haben mag, Lichter zu kaufen, um Körbe dabei zu machen. Ja, wenn ich noch rechne, was andere Mädchen auf Putz, Kleiderpracht und Vergnügungen oft zu ihrem eigenen Schaden verwenden; was Alles für mich keinen Reiz hat, so ist das noch wenig, was ich gebe. Ich glaube daher, Ihnen bewiesen zu haben, wie ich dieß Geld aufbringen konnte, und hoffe nun, Sie werden es für die Missionen annehmen." (Jugendbibl. 27. Bd. S. 196.)

Welch ein gottgefälliges Geschenk! Wie hat diese arme, unglückliche Jungfrau nicht zur Ausbreitung des Reiches Gottes ihr Schärflein beigetragen? Ach, wie Vieles könnte nicht Mancher aus uns zu diesem erhabenen und heiligen Zwecke thun, da wir nicht nur unser Augenlicht, sondern vielleicht auch weit größere Einnahmen und Reichthümer haben, als die arme Korbflechterin! Und wie wenig thun wir? Wird da Gott dem Herrn unser Gebet gefallen, wenn wir rufen: „Zukomme uns dein Reich?"

---

69. „Zukomme uns dein Reich!" oder: Gott in der Mitte des Herzens. (Reich Gottes in uns.)

„Zukomme uns dein Reich!" betete gar oft die heilige Katharina von Siena. „Du nur, o Herr! sollst herrschen in meinem Innern; du nur, o Herr! sollst den Thron deiner göttlichen Gnaden aufschlagen mitten in meinem Herzen!" — Ihr Flehen blieb nicht unerhört; Gott nahm seine Wohnung in ihr und ließ nicht zu, daß sie in Versuchungen unterlag

oder zur Zeit der Trübsal traurig ward. Daß Gottes Reich wahrhaft in ihrem Innern wohnte, bezeugt uns die Legende in nachfolgendem schönen Zuge. Katharina wurde längere Zeit hindurch vom Geiste der Unreinigkeit aufs abscheulichste durch allerlei Gedanken, Träume und garstige Vorstellungen u. s. w. geplagt. Sie betete, sie verdoppelte ihre strengen Leibesübungen; aber die Versuchung wich nicht. — Sie verharrte im Gebete und hielt fest an dem Worte: „Ich vertraue nicht auf mich, ich vertraue auf meinen Herrn Jesum Christum." Nachdem dieser heftige Kampf lange angehalten hatte, verschwand endlich die Versuchung, und der Herr suchte sie heim mit seiner himmlischen Tröstung. Sie aber sprach zu ihm: „Wo warst du doch, mein Herr, da mein Herz mit so vielen Abscheulichkeiten gequält wurde?" — „Ich war in deinem Herzen," antwortete Jesus. — „Wie konntest du doch, o Herr," versetzte sie, „damals in meinem Herzen wohnen, da es mit den verkehrtesten und abscheulichsten Gedanken erfüllt war?" — Der Heiland fragte sie: „Verursachten dir diese Gedanken Freude oder Traurigkeit, Vergnügen oder Schmerz?" — Sie antwortete: „Eine große Betrübniß und empfindliche Schmerzen." — „Wer machte das" — fuhr Jesus fort, „daß du darüber traurig warst? Wer anders, als ich, der ich in der Mitte deines Herzens verborgen war? Denn wäre ich nicht in dir gewesen, so wären diese Gedanken in dein Herz eingedrungen, und du würdest ein Wohlgefallen daran gehabt haben. So war ich also in dir und beschützte dein Herz vor den Feinden; von außen aber ließ ich dich bestürmt werden, so viel es dir nützlich war." (In vita.)

O seliger Besitz: Gott im Herzen! Gottes Reich, das Reich seiner göttlichen Gnaden in unserm Innern! Wenn Gott mit uns ist, wer ist da wohl wider uns? Darum rufe und bete auch du: „O Herr! dein Reich komme zu uns!

---

70. „Zukomme uns dein Reich!" oder: die Sehnsucht nach dem Himmelreiche. (Reich Gottes über uns.)

„Zukomme uns dein Reich, das Reich deiner Glorie und Herrlichkeit!" So seufzte und betete schon David. „Nur

eines begehre ich," ruft er aus (Ps. 26. 4.), „nur Eines begehre ich von dem Herrn, und das werde ich erlangen: daß ich nämlich immerdar wohnen könne im Hause des Herrn, auf daß ich dort seine Glorie und Majestät sehe, an seinen Freuden Theil nehme, und in seinem Tempel mich aufhalte fort und fort." — Und wiederum: „So wie der Hirsch nach der Quelle lechzet, so verlangt meine Seele nach dir, o Gott! Meine Seele dürstet nach dem starken lebendigen Gott!" Und da endlich seine Sehnsucht den höchsten Grad erreichte, beginnt er wie voll heiligen Unwillens und überdrüssig über sein langes irdisches Leben zu klagen und zu seufzen: „Wann werde ich kommen und erscheinen können vor dem Angesichte des Herrn? Wehe mir, daß sich meine Pilgerfahrt so lange hinausdehnt! Führe doch, o Herr! meine Seele aus dem Kerker, auf daß ich deinen Namen loben könne." (cf. Ps. 41, 2—3. 119, 5. 141, 8.) — „Zukomme uns dein Reich, das Reich deiner Glorie und Herrlichkeit!" So betete und seufzte auch unendlich oft der heilige Apostel Paulus: „Sterben ist mir Gewinn!" sprach er, „darum habe ich Verlangen aufgelöst zu werden und mit Christo vereinigt zu sein." — Phil. 1, 21—23.

Eben diese Bitte stellte auch der fromme Schächer an den sterbenden Heiland, indem er sprach: „Herr! wenn du in dein Reich kommst: so gedenke meiner!" (Luk. 23, 42.) Nach diesem Reiche seufzte der fromme Dulder Job, der edle Tobias; um dieses Reich beteten alle Gerechten des alten, wie des neuen Bundes; in Allen lebte die Sehnsucht nach dem Reiche Gottes über uns, nach dem himmlischen Paradiese, und sicherlich oft genug flehten sie: „Zukomme uns dein Reich!" —

---

71. „Zukomme uns dein Reich!" oder: Himmelssehnsucht, oder: der Bischof und der Landmann.

Als der heilige Franz von Sales sein Bisthum bereiste, ward ihm gemeldet, ein kranker Bauer habe sehnliches Verlangen, vor seinem Tode seinen heiligen Segen zu empfangen; der Heilige, der Allen Alles war, begab sich zu dem guten Landmanne und fand ihn dem Tode ziemlich nahe, aber noch beim vollen Verstande. Außer sich vor Freude über das

Glück vor seinem Tode noch seinen heiligen Bischof zu sehen, sagte er: „Gnädigster Herr, ich preise Gott, daß ich noch, bevor er mich noch aus dieser Welt abruft, Ihren heiligen Segen empfangen kann." Er bat den Bischof, seine Beicht zu hören, und die Umstehenden entfernten sich. Da er durch die heilige Beicht mit Gott versöhnt und mit seinem Beichtvater noch allein war, fragte er: Gnädigster Herr, werde ich wohl sterben? Sales, welcher glaubte, der Mann fürchte sich vor dem Tode, sprach, um ihn zu beruhigen: Ich habe wohl Manche gesehen, die sich von noch schwereren Krankheiten erholten, man muß nur sein Vertrauen auf Gott setzen, der unumschränkter Herr über Leben und Tod ist." — „Aber doch, gnädigster Herr," erwiederte der gute Bauer, „meinen Sie, daß ich sterben werde?" — Mein Sohn, antwortete der gute Hirt, diese Frage würde euch ein Arzt besser beantworten, als ich. Was ich Euch sagen kann, ist, daß ich Euere Seele in sehr guter Ordnung sehe; und es wäre leicht möglich, daß Euch der Tod zu einer andern Zeit nicht so gut vorbereitet fände. Das Beßte, was Ihr thun könnt, ist, daß Ihr Euch das Verlangen nach einem längern Leben aus dem Sinne schlaget, und Euch dem göttlichen Willen und seiner Barmherzigkeit vollkommen anheimstellet; denn sein Wille ist ohne Zweifel Euer Beßtes!" — Ach, gnädigster Herr, erwiederte der gute Bauer, nicht darum, weil ich zu sterben fürchte, stelle ich diese Frage an Sie, sondern vielmehr, weil ich fürchte, daß ich nicht sterben werde; denn es würde mir schwer fallen, wenn ich von dieser Krankheit wieder aufkommen müßte. Diese Aeußerung befremdete unsern Bischof, der wohl wußte, daß das Verlangen zu sterben, gewöhnlich nur ganz vollkommenen Seelen eigen ist, bei unvollkommenen Gemüthern aber meist in Verzweiflung oder doch in tiefer Schwermuth seinen Grund hat. Er fragte ihn also, ob ihm etwa das Leben zuwider sei. — Gnädigster Herr! antwortete der Bauer, der Schein dieser Welt kommt mir so geringfügig vor, daß ich gar nicht begreife, wie so viele Menschen dieselbe lieben können. Wäre es nicht der Wille Gottes, daß wir hier so lange ausharrten, bis er uns abruft, so wäre ich längst nicht mehr hier." — Sales, der nicht anders denken konnte, als dieser Mann sei durch ein besonderes Leid heimgesucht worden, das ihm das Leben verbittern und eine so große Sehnsucht nach dem Tode in ihm errege, fragte

ihn, ob er irgend einen geheimen Kummer habe, ob körperliche Schmerzen ihn so unerträglich peinigten, oder ob sein Vermögen zerrüttet sei? „Dieß Alles nicht,“ erwiederte er, „ich war gesund bis zu meinem siebenzigsten Lebensjahre, in dem ich jetzt bin, auch habe ich mehr zeitliche Güter, als ich brauche, und kenne, Gott sei Dank, die Armuth nicht.“ — Sales fragte ihn ferner, ob vielleicht seine Frau oder seine Kinder ihm Ursache zur Unzufriedenheit gegeben hätten. „Sie haben mir im Gegentheile alle mögliche Freude gemacht, versetzte der Bauer, und haben mir nie den geringsten Verdruß verursacht, so daß, wenn es mir aus irgend einem Grunde schwer fallen könnte, diese Welt zu verlassen, es nur der sein könnte, weil ich von ihnen scheiden muß.“ — Da Sales immer nicht begreifen konnte, aus welchem Grunde der Mann seines Lebens überdrüssig sei, sprach er zu ihm: „Aber saget mir, mein Bruder, woher kommt Euch dieß groß Verlangen zu sterben?“ — „Gnädigster Herr, antwortete dieser, ich habe in den Predigten so viel Liebliches und Wunderbares von den Freuden des Himmels und von dem zukünftigen Leben gehört, daß mir diese Welt wie ein wahrer Kerker vorkommt.“ — Und hierauf sprach der fromme Mann aus seinem von Vorgefühl der Himmelswonne überströmenden Herzen so viel Wunderbares von den Freuden der ewigen Seligkeit, daß Sales darüber entzückt und zu Thränen gerührt wurde; denn er sah wohl ein, daß Gott selbst ihn hierüber belehrt und nicht Fleisch und Blut, sondern der göttliche Geist diese Dinge ihm geoffenbaret habe. — Von so erhabenen und himmlischen Betrachtungen stieg er dann zu dem Elende dieser Erde herab; schilderte die erhabensten Würden, den überschwenglichsten Reichthum und die süßesten Freuden dieser Welt als leere Armseligkeiten, und sprach hierüber mit so tiefsinnigem Gefühle, daß er selbst der Seele unseres Bischofs neuen Eckel vor diesen Dingen einflößte. Er stimmte ganz mit den Empfindungen jenes frommen Herzens überein. — Um ihn jedoch zu der heiligen Gleichmüthigkeit zu führen, welche sich ruhig gefaßt hält für alle möglichen Fälle, weil sie in Allem, was ihr begegnet, den Willen Gottes erkennt, suchte ihn Sales zur vollkommenen Ergebung in den Willen Gottes zu stärken. Wenige Stunden hernach, nachdem er die letzte Oelung aus den Händen des heiligen Bischofes empfangen hatte, und

bereit war, Leben und Tod vom Herrn gleich dankbar anzunehmen, hauchte er sanft seine fromme Seele aus. Aus seinem Angesichte, welches nach dem Tode lieblicher war, als bei seinem Leben, leuchtete die Schönheit eines verklärten Geistes, der im Entfliehen dem Körper noch Spuren seiner neuen Heiligkeit zurückläßt. (Aehrenlese 1842. S. 67—68.)

Wer möchte nicht eines so sanften und seligen Todes sterben? Wohlan, habe nur auch du ein so inniges Verlangen nach dem Himmelreiche, mein Christ! und einen ebenso großen Eckel am Irdischen, wie dieser fromme schlichte Landmann; es wird dir alsdann der Gegenstand deines Sehnens auch sicher zu Theil werden. Wenn du Himmelssehnsucht im Herzen trägst und aufrichtig verlangest, daß Gottes Reich zu dir komme: zweifle nicht; Gott der Herr wird deine Sehnsucht stillen: Es wird kommen zu dir sein Reich im Himmel und auf Erden. —

---

72. „Dein Wille geschehe, wie im Himmel also auch auf Erden,“ oder: Peter Avila an seinen kranken Freund.

Der ehrwürdige Peter Avila hatte erfahren, daß ein kranker Priester, den er besonders innig liebte und hoch ehrte, sich oft darüber beklagte, daß er so müssig daliegen müsse und gar nichts für Gott thun könne. Da schrieb er an ihn folgenden einfachen, herzlichen Brief: „Lieber Freund! Wir sind auf dieser Welt, damit wir Gottes Willen thun, und darum beten wir alle Tage mehr als einmal: „Dein Wille geschehe, wie im Himmel also auch auf Erden!“ Lassen Sie sich nicht beunruhigen, und denken Sie nicht viel darüber nach, was Sie jetzt Alles thun könnten, wenn Sie gesund wären, sondern seien Sie damit zufrieden, so lange krank zu bleiben, als dieß Gott gefällt; denn wenn Sie wirklich den Willen Gottes zu erfüllen suchen, so muß es Ihnen gleichgiltig sein, ob Sie gesund oder krank sind.“

(Missionsbüchlein.)

Durch all unser Thun und Lassen sollen wir sonach Gottes Willen zu erfüllen suchen; wir sollen trachten, daß

Gottes Wille stets durch uns geschehe; dann aber auch, daß er an uns geschehe. —

73. „Dein Wille geschehe, o Herr!“ oder: das Muttersöhnlein.

Der Kalender für Zeit und Ewigkeit enthält eine düstere Erzählung, die uns beweist, wie schrecklich es sei, dem Willen Gottes zu wiederstehen. Diese Geschichte heißt wörtlich also: „Warum sieht man so viele fremde Leute von nah und fern in den Strassen; es ist heute doch nicht Jahrmarkt oder Feiertag? Was ist das für ein Getümmel und Auflauf von Menschen, auch rennt Alles zum Stadtthor hinaus? Was wimmert und winselt das Armensünderglöcklein so jämmerlich und schaudrig vom Thurm herab? Was fährt so langsam und schwerfällig zwischen Soldaten und Volk daher? Wer sitzt auf dem Wagen dort neben dem Pfarrer, und hat ein weißes Kleid an mit schwarzen Bändern? Weh! es ist ein noch ganz junger Mensch von 20 Jahren und hat große Verbrechen verübt. Der Amtmann hat ihm eben den Stab gebrochen, und hat ihm die zwei Stücke des Stabes von der Altane des Rathhauses herabgeworfen, zum Zeichen, daß bei Menschen keine Gnade mehr sei; und jetzt wird der junge Verbrecher hinausgeführt und soll gerichtet werden vom Leben zum Tode. — Es war einmal eine Mutter, die hatte ein einziges Kind, ein Söhnlein. Nun geschah es, daß dieses Kind krank wurde, und die Krankheit wurde immer ärger, man konnte wohl sehen es sei nicht mehr zu helfen und das Kind müsse eben sterben. Die Mutter hatte anfänglich schon grimmige Angst, da aber die Krankheit offenbar dem Tode zuging, da wurde sie wie unsinnig vor wüthiger Verzweiflung; denn das Kind war ihr lieber, als die ganze Welt und — als Gott selber, wie denn besonders vornehmere Leute leicht in Abgötterei gegen ihre Kinder verfallen. Als das der Geistliche hörte, ging er auch in das Haus, um der Mutter Trost und Ergebung beizubringen; aber es war Alles umsonst. Da probirte er es auf andere Weise; er stand an das Sterbebettlein des todtkranken Kindes und betete laut, mehr der Mutter, als des Kindes und Gottes wegen, unter Anderm auch also: „Herr,

wenn es dein Wille ist, so schenke diesem Kinde Leben und Gesundheit wieder!" Die Mutter hörte diese Gebetesworte und heulte wie wild: „Nicht wenn es dein Wille ist, das kann ich nicht ausstehen, wenn es dein Wille ist; es muß sein Wille sein, Er darf mir mein Kind nicht sterben lassen." Der Pfarrer mag erschrocken sein über diese entsetzlichen Worte und ging wieder nach Hause. Aber sieh, gegen alles menschliche Denken und zur unermeßlichen Freude seiner Mutter kam das Kind wieder davon, lebte, wurde gesund und wuchs auf. — Ja es ist gewachsen und groß geworden, jenes Mutterkind, das sie mit Gewalt nicht wollte sterben lassen; es ist gewachsen und groß geworden an Leib und an Bosheit. Und der Bub hat von Jahr zu Jahr der Mutter mehr und ärgern Verdruß, Schande und herzzergrabenden Kummer gemacht. Weil aber ein Weib ein zähes Leben hat, so hat sie es ausgehalten und erlebt, bis der Sohn endlich auch ein Todesverbrechen begangen hatte und vom Scharfrichter gerichtet und getödtet wurde. — Es ist jener junge Mensch, den sie eben auf dem Wagen zur Stadt hinausgeführt haben. Ich will nicht in den Geheimnissen Gottes herumgrübeln; denn es geht solchen Grübelgedanken, wie den Mücken, wenn sie um die Flamme herumschwärmen, sie verbrennen dran. Aber so viel sag ich: „Greif dem Willen Gottes nicht mit Sündenreden und mit Sündentrotz in die Arme; Er könnte sonst deinen Willen geschehen lassen, was oft ein großes Unglück wäre. Darum sag ich und sag auch du allzeit: „Dein Wille geschehe, wie im Himmel, also auch auf Erden!" —

74. „Dein Wille geschehe, o Herr!" oder: kein Kreuz mehr auf Erden.

So verderblich es ist, dem göttlichen Willen zu trotzen, so selig und segenbringend ist es hingegen, wenn wir uns demselben kindlich unterwerfen und unsern boshaften Eigenwillen unter das süße Joch des heiligen Gehorsams beugen. Wahrlich, wenn wir alle Fügungen Gottes mit Freuden annehmen und nicht mehr auf unsern Willen achten würden, so gäbe es kein Kreuz mehr auf Erden; die Hingabe in Gott würde uns Alles erträglich, ja sogar liebreich und an-

genehm machen. Ein Weiser alter Zeit veranschaulicht uns diese tröstliche Wahrheit auf folgende Weise. Er sagte: Jedes Kreuz besteht aus zwei Balken. Der eine geht in der Richtung von oben nach unten, und ist der längere; der andere, der kürzere, ist über den ersten längern quer hingelegt und dieser bildet eben das Kreuz. Würde er sich nicht quer entgegensetzen, sondern der Länge nach neben ihn sich legen, oder sich mit ihm einigen, so hörte er augenblicklich auf, ein Kreuz zu sein. Also ist es mit dem Willen Gottes und des Menschen; der eine Balken, der von oben nach unten geht, stellt den göttlichen Willen vor, den Willen des Menschen aber — der andere Balken. Dadurch nur, daß unser Wille dem göttlichen Willen sich widersetzt, entsteht das Kreuz d. h. Mühe und Plage; sobald aber unser Wille an den Willen Gottes sich hingibt, mit diesem parallel (nach Einer Richtung) hinläuft, hört alles Kreuz, alle Plage, alle Mühsal auf. Und damit solches in unserer Macht stehe, so lasset uns recht oft und eifrig beten: „Dein Wille geschehe!“

(Marchantius.)

---

75. „Dein Wille geschehe, o Herr!“ oder: die freigestellte Wahl.

Wenn die heilige Gertrud das Vater unser betete und zur dritten Bitte kam, so wiederholte sie gewöhnlich mehrmalen nach einander die Worte: „Dein Wille geschehe! Dein Wille geschehe! Dein Wille geschehe!“ — In dieser Weise betete sie eben eines Tages; da erschien ihr der göttliche Heiland. In der rechten Hand trug er Gesundheit, in der linken Hand Krankheit, und sprach zu ihr: „Wähle, meine Tochter! was dir beliebt, Gesundheit oder Krankheit!“ — Was wird sie wohl wählen? Doch sicher Gesundheit? Nein! Also Krankheit? Nein. Weil sie nicht weiß, was der Herr ihr zu geben für besser findet, spricht sie: „Laß, Herr, nicht meinen, sondern deinen Willen geschehen!“ — Und dieß ist die herrlichste Stimme, wenn ein Glied am Leibe der Kirche am liebsten das nimmt, was das Haupt ihm mitzutheilen für gut hält; das ist die herrlichste Sprache, wenn das Glied zum Haupte spricht: „Dein Wille geschehe!“ —

(Anibas.)

---

76. „Dein Wille geschehe wie im Himmel so auch auf Erden!“ oder: der Theolog und der Bettler.

Ein wunderbares Beispiel von Ergebung in Gottes heiligen Willen erzählt uns Johannes Tauler, einer der größten Theologen des 14. Jahrhunderts. Dieser fromme Mann suchte schon lange den kürzesten Weg zum Himmel zu finden; allein immer vergebens. Da begegnete er einst am frühen Morgen einem armen Manne, dessen Gewand den dürftigsten Bettler verrieth, dessen ganzes Aussehen das thätigste Mitleid erregte. Tauler geht auf den armen Mann zu und gibt ihm den gewöhnlichen Gruß: „guten Morgen!“ — Der Arme nahm aber diesen Gruß nicht an, sondern antwortete: „Ich habe noch nie einen schlimmen Morgen gehabt!“ Der Gelehrte aber wollte den Alltagsgruß verbessern, indem er sprach: „Der liebe Gott helfe Euch zum Glücke!“ Aber der Bettler antwortete wieder ganz schnell: „Ich bin noch nie unglücklich gewesen!“ Es meinte nun der Gelehrte, das Bettelmännchen treibe bloß Scherz; darum rückte er näher an ihn und sprach: „Ich wünsche, daß euch Alles nach Wunsch gehen möge.“ — „Es geschieht ohnehin nur, was ich will, was ich wünsche, und darum bin ich glücklich,“ war wieder die Antwort. „Wie?“ sagte nun der Gelehrte, „ihr seid glücklich, und es ist doch keines der begünstigsten Glückskinder auf Erden ganz glücklich! Und hat vielleicht Job unwahr gesprochen, als er sprach: der Mensch, vom Weibe geboren lebt nur kurze Zeit, und wird erfüllt mit vielem Mühsal und Unglück? — Wie ist das zu verstehen, was ihr saget, erkläret euch näher!“ — „So ist es mein Herr,“ antwortete der Bettler; „ich sagte, daß ich noch keinen schlimmen Morgen gehabt: ich war ja immer mit meinem Schicksale zufrieden; ich sagte, daß ich noch nie unglücklich gewesen; ich habe ja kein Bedürfniß und kein Verlangen nach den Gütern des Glückes, und das ist mein Glück; was ihr Glück oder Unglück nennet, das kenn ich gar nicht. Ich weiß ja, so philosophirte der Bettler triftig weiter, ich weiß ja einen Vater im Himmel, der mir immer gut will, darum lobe ich Ihn, wenn der Hunger mich quält; ich lobe Ihn, wenn mir Hitze oder Kälte an die Haut rücken; und wenn böse Buben mich spotten, lobe ich Ihn wieder; denn ich weiß, daß es nicht ohne sein Wis-

sen geschieht. Ich denke, Vater, Du willst es so, nun so will auch ich nichts Anderes. So will ich nur, was Gott will, und weil ich will, was Gott will, so geschieht auch immer, was ich will, — und ist das nicht das größte Glück, wenn nur immer das geschieht, was man will?" — „Ist das euer Ernst?" fragte weiter der Gelehrte. „Wie nun, wenn euch Gott hinabschleudern wollte in den Abgrund der Hölle, wollet ihr dann auch noch, was Gott will?" — „Gott mich zur Hölle hinabstürzen?" versetzte mit lächelnder Miene der Bettler; — und wenn auch Gott mich hinabstürzen wollte zur Hölle, so würde ich wieder wollen, was Er will; denn wisset ich habe zwei Arme, deren Stärke wunderbar ist, deren einer „Hingebung in Seinen Willen," der andere „aufrichtige Liebe" heißt; mit diesen beiden Armen würde ich Gott umklammern, und von Ihm nicht mehr ablassen, also, daß ich Ihn selbst mit hinabzöge; und weit lieber will ich in der Hölle sein mit Gott, als im Himmel ohne Gott — die Hölle ist ein Himmel, wenn Gott darin ist." — Der Gelehrte, der schon längere Zeit hindurch den kürzesten Weg gesucht hatte zum Himmel, ohne ihn finden zu können, hat im Bettler, den er voll der unumstößlichsten Philosophie fand, seinen Meister gefunden. — „Wollen was Gott will, das ist der kürzeste Weg zum Himmel," — und diejenigen Menschen wandeln ihn, welche mit den beiden Armen der Stärke: „Hingebung in Gott" und „Liebe Gottes" des Herrn Willen umfassen, d. i. welche im freudigen Gehorsame dem Willen Gottes sich unterziehen, oder welche im Geiste und in der Wahrheit beten: „Dein Wille geschehe, wie im Himmel, also auch auf Erden!" —

(Tauleri Institut.)

---

77. „Dein Wille geschehe, o Herr!" oder: der gestillte Sturmwind.

Als der heilige Anselmus von Canterbury nach vielen Verfolgungen endlich aus seinem Bisthume und Vaterlande vertrieben wurde, und bereits auf dem Schiffe sich befand, drehten die Winde sich so ungünstig, daß die Schiffer die Nothwendigkeit erklärten, wieder an die brittische Küste zu-

rück zu steuern. Mit Schmerz vernahm Anselmus diese Nachricht, die ihm die Rückkehr zu den alten Trübsalen ankündigte; wenn es denn, sagte er, der Weisheit Gottes so gefällt, daß ich, statt dorthin zu ziehen, wohin ich Verlangen habe, wieder zurück muß in herbe Leiden, so sei es Ihm überlassen; seinem Willen zu gehorchen, bin ich bereit, denn nicht mein bin ich, sondern sein. So sprach er, und Thränen füllten seine Augen, als plötzlich ein günstiger Wind sich erhob, die Segel schwellte und die Schiffer, die bereits die Fahrzeuge gedreht hatten, die Reise wieder fortzusetzen zwang. So schien es also, als ob seine Ergebung in den göttlichen Willen augenblicklich belohnt worden sei, gleichwie es im Psalme gelehrt wird: „Nahe ist der Herr Allen, die Ihn anrufen in der Wahrheit; den Willen Derjenigen, die Ihm mit Ehrfurcht dienen, wird er thun und ihr Flehen erhören."

(Veith, das Vater unser, S. 162.)

---

78. „Dein Wille geschehe, o Herr!" oder der Abt und der Ordensbruder.

Cäsarius erzählt, daß ein Ordensbruder, der sich äußerlich nicht sehr von den Andern unterschied, dennoch zu solcher Heiligkeit gelangt war, daß viele Personen die nur seine Kleider berührt hatten, von ihren Krankheiten geheilt wurden. Sein Oberer, der sich darüber wunderte, fragte ihn eines Tages, wie er denn nur so viele Wunder wirken könne, da er doch kein strengeres Leben als die Andern führe. Der Bruder erwiderte ihm, daß er selbst sich darüber wundere, und daß er nicht wisse, wie das komme. Aber, antwortete der Abt, welche Andachtsübungen verrichtest du denn? Der gute Ordensbruder antwortete, daß er nichts oder wenig thue, daß er sich immer sehr bemüht habe, nur das zu wollen, was Gott will, und daß der Herr ihm die Gnade ertheilt habe, ihn in einer gänzlichen Unabhängigkeit von dem Willen Gottes zu erhalten. „Glück erhebt mich nicht, Unglück macht mich nicht niedergeschlagen, denn ich empfange Alles aus der Hand Gottes, und dahin richte ich alle meine Gebete, daß der Wille Gottes vollkommen an mir erfüllt werde." Betrübest du dich denn also gar nicht, sprach der Abt, über

den Schaden, den uns neulich unser Feind zufügte, da er Feuer in der Scheune anlegte, in der unser Getreide und unser Vieh war, und uns dadurch unsern Unterhalt raubte? Nein, mein Vater, erwiderte der Bruder, im Gegentheile danke ich Gott, wie ich in ähnlichen Fällen zu thun pflege, da ich weiß, daß Gott Alles zu seiner Ehre und zu unserm Wohle thut und zuläßt. Auf solche Weise bin ich denn auch immer zufrieden bei Allem, was mir zustößt." Nachdem der Abt hieraus erkannt hatte, wie innig diese Seele mit dem Willen Gottes vereinigt war, wunderte er sich nicht mehr über die vielen Wunder, die der fromme Ordensbruder wirkte; er erkannte hieraus, wie sehr dem Herrn diese Hingabe gefalle, und wie er sie nicht selten schon hienieden wunderbar belohne.

(Alph. Rodriqu. P. I. tract. 8. cap. 8.)

---

79. „Gieb uns heute unser tägliches Brod," oder: die bitter arme Familie.

Im Jahre 1841 lebte in dem grimmigkalten Winter zu Antwerpen eine bitter arme Familie. Es war in der Kammer so kalt wie auf der Gasse. In einem dünnen Bettlein mitten in der Kammer lag ein krankes Kind, das aussah, als werde es bald in ein anderes Bettlein getragen werden, wo es einen nicht mehr hungert und nicht mehr friert.

Neben daran saß eine junge Frau, und hatte beide Hände vor dem Gesichte, und war kühl und arm angezogen, sehr kühl und arm! Ich weiß nicht was sie dagesessen ist; nur waren ihre Hände naß und ihr Gesicht auch; vielleicht hat sie geweint.

Auf einmal rief es vom kalten Ofen her: „Mutter! liebe Mutter! ich hab Hunger!" — Es war ein Büblein von 5 — 6 Jahren, das so rief. Aber die Mutter sagte nichts, und blieb wie todt sitzen. Das Kind fing wieder an und sagte: „O gib mir doch auch nur ein klein Bißchen zu essen, — ich kanns fast nicht aushalten; sei doch so gut!" — Und nun schaute die Mutter mit einem verzweiflungsvollen Jammerblicke empor, und sagte: „Hänsel! sei doch um Gottes Willen stille; ich sterbe ja selber vor Hunger." — Aber der Kleine fing wieder an: „Gib mir doch nur ein klein wenig,

ich bitt — ich bitte dich gar schön!“ — Und die Mutter hielt es nicht mehr aus, griff unter das Bett, langte ein kleines Kreuzerbrötlein hervor und sagte: „Da hast du es; ich habe es aufgehoben, um deinem Schwesterlein Brei davon zu kochen, aber das arme Schäflein wirds nimmer nöthig haben.“ —

Der Knabe sprang darauf los wie ein junger Wolf, — und doch, als er gierig das halbe gegessen hatte, und die Gierde am Essen noch gewachsen war, — brachte das Kind die Hälfte der Mutter und sprach mit süßer Stimme: „Da — ich hab' es für das Schwesterlein aufgespart,“ und dann ging er wieder zum Ofen zurück.

Eine halbe Stunde darauf kam der Vater zurück, schaute die Frau mit tiefer Betrübniß an und sagte: „Theres! wir sind recht unglücklich! Ich stehe den ganzen Morgen schon an der Eisenbahn und habe noch keinen Kreuzer verdient. Ich wollte, ich wäre todt! ich weiß nicht mehr, was machen.“ Unterdessen sagte Hänsel: „Vater! ich hab' so arg Hunger; hast du kein Brod mitgebracht?“ — Da schaute der Vater den Kleinen so finster an, daß er schwer erschrocken sagte: „Vater! ich will es nicht mehr thun!“ —

Und als der Vater auch noch das kleinste Kind sah, wie es in den Tod hinübersiechte, — da wollte seine Seele untergehen im unendlichen Jammer und Schmerz, und umsonst suchte er einen Ausgang in dieser Noth. Endlich sprach er: Ich weiß jetzt nichts mehr, als ich verkaufe bei der Versteigerung unsern Schubkarren!“ — Und dieses war noch das einzige Werkzeug, womit der Arbeitsmann sonst sein Brod verdiente!

An jedem Freitage wird in Antwerpen auf dem Markte Versteigerung gehalten, wozu jeder bringen kann, was er will. Der Mann gab dem Ausrufer seinen Schubkarren, und erwartete schrecklich traurig, bis die Reihe daran kam. Da gingen gerade zwei reiche Fräulein über den Markt, und eine sagte zur andern: „Sieh doch, wie der Mann dort gar so traurig und verstört aussieht.“ — Sie blieben nun stehen in seiner Nähe, und hörten, daß ein Bekannter mit ihm redete, was er da thue, und erfuhren hiedurch seine Noth. Sie beredeten sich nun, was sie thun wollten. Sie steigerten mit, und erstanden den Schubkarren um 27 Franken. Alles verwunderte sich und lachte, daß so vornehme Frauen-

zimmer einen Schubkarren ersteigerten. Sie zahlten sogleich und sagten dem Manne, er möge ihn ihnen heimführen, — sie wollten ihn dafür besonders zahlen. — Er wollte aber nicht, weil er ein nöthiges Geschäft habe; er wollte nämlich geschwind Etwas zu Essen kaufen für seine hungernde Familie. — Da sie ihn nun fragten, wo er wohne, und er ihnen dieß beantwortet hatte, sagten sie: er mache keinen Umweg; gerade dahin soll er den Schubkarren führen. Nun that er es; doch mußte er noch am Wege anhalten bis die Damen Erdäpfel, Brod und Holz und einen Hafen voll Reis kauften, und auf den Schubkarren luden.

Als sie an das Haus, wo der Mann wohnte, ankamen, und er meinte er werde noch weiter fahren müssen, nahm er den Hut ab und sagte: „Erlauben Sie mir, daß ich einen Augenblick da einkehre.“ — Die Fräuleins gingen ihm nach in die Stube, und sahen nun das gräuliche Elend. Die Frau lag wie todt am Boden, und das Büblein rief: „Mutter! gib mir zu essen, gib mir zu essen!“ —— Der Mann meinte, sein Weib sei todt und fing an schrecklich zu jammern. Allein eine der Fräulein gab ihm Geld und hieß ihn schnell Wein holen. Sie gossen nun der unmächtigen Frau Wein ein, gaben dem Kinde zu essen, und das Kind aß und schaute mit holder Freude die Geberin an. Die Frau kam endlich zu sich. Nun sagten sie erst dem Manne: „Der Schubkarren und alles was darin ist, gehört euch; ihr sollt von nun an kein solches Elend mehr leiden. Wir wohnen da und da, kommt nur allemal zu uns, so oft ihr nichts habt.“ — Dem armen Manne war es, als könnte er nicht glauben, was er hörte, — und er konnte kein Wort vorbringen, sondern nur große Thränen weinen.

Für das kranke Kind versprachen die Fräulein nun einen Arzt zu schicken, und dann gingen sie miteinander fort, und redeten lange auf dem Wege nichts miteinander, weil Beider Seele so tief bewegt waren. Aber später sagte eine zur andern: „Es gibt gewiß keine größere Lust, als so wie ein Schutzengel in der Noth zu kommen!“ — Und beide bekamen von nun an einen großen Eifer, in armen Häusern Noth und Elend selbst aufzusuchen, und durch ihren Ueberfluß Hilfe und Freude zu bringen, und recht vielen Menschen wahre Engel Gottes zu werden.

Auf diese Weise hilft der Mensch dazu, daß die vierte

Bitte des Vater unsers in Erfüllung gehe, daß nämlich alle Brod bekommen.

(Flämisches Stillleben von Diepenbrock.)

---

80. „Gib uns heute unser tägliches Brod, oder: die wunderbare Erhörung.

Vor einigen Jahren starb einer jungen Schuhmachersfrau in einem badischen Dorfe ihr Mann weg, und hinterließ ihr drei kleine Kinder, aber kein Vermögen. Und es kam in einiger Zeit so weit, daß sie mit ihren Kindern gar nichts mehr zu essen hatte, und auch nicht wußte, woher Etwas bekommen. Ist ein Weibsbild von Natur aus ohnedieß schon angstvoll, wenn sie nicht von allen Seiten Beistand sieht, so kann man sich denken, wie es erst einer Wittfrau sein muß, die Kinder hat und nicht weiß, was sie ihnen zu Essen geben soll. Da sagte sie nun zu den zwei ältesten Kindern: Ich kann euch Nichts zu essen geben, wir haben gar Nichts mehr; wir wollen niederknieen und beten, daß der liebe Gott helfen möge. Und so sind sie niedergeknieet, die Mutter und die Kinder, und sie hatte das Vater unser zur Hälfte vorgebetet, und die armen Kinder haben nachgebetet: Gib uns heute unser tägliches Brod u. s. w." Wir wollen sie unterdessen ungestört eine Weile fortbeten lassen. Ich will aber darauf wetten, daß Gott so Etwas nicht hören kann, ohne zu helfen. — In der nämlichen Pfarrei stirbt schnell ein Mann weg, dessen Schwager mit ihm in Feindschaft stand und der Tod hat nicht gewartet, bis die zwei Schwäger sich mit einander versöhnt hatten. Wenn man aber einen solchen todten Feind sieht, so ist es Einem gerade so, wie wenn er Einen um Verzeihung bäte, und das Gewissen hält Einem eine recht ernstliche Strafpredigt, und wirft Einem recht bitter Alles vor, was man jedem Todten zu Leid gethan in Worten oder in Werken oder in Unterlassung guter Werke, und Mancher würde gerne mit Blut und Leben die Unbillen zurücknehmen, so er einst dem Todten angethan. Und so ist es auch dem lebendigen Schwager bei dem todten ergangen. Aber was ist da zu thun? Er that, was er noch konnte. Er ging zu einem Geistlichen und brachte ihm Geld, damit dieser für das Seelenheil des Verstorbenen das Meßopfer

darbringen möge. Der Geistliche aber brauchte und wollte das Geld nicht und sagte deßhalb zu dem Manne, er wolle die Messe lesen, aber das Geld solle er einem würdigen Geistlichen geben. — Und siehe da, Gott leitete die Schritte des Mannes; er trat in das Haus der Wittib, wo sie gerade noch in der Stube kniete mit ihren Kindern, und betete — und gab ihr das Geld. Vor Freude, daß Gott so nahe sei und so willfährig, erzählte sie nun, wie es ihr gerade diesen Morgen ergangen sei. Der Mann freute sich auch höchlich, daß ihn Gott zum Handlanger und Boten seiner Barmherzigkeit gebraucht habe, erzählte es bei mehreren Bekannten, und so kam es auch einem reichen christlichen Menschen zu Ohren. — Und von nun an wurde der Frau vielfältig zugetragen, so daß sie nie mehr in solche Noth kam.

(Kalender für Zeit und Ewigkeit v. Alb. Stolz 1846.)

---

81. „Gib uns heute unser tägliches Brod", oder: Der Rabe mit dem Brode.

Wenn wir beten: „gib uns heute!" so sollen wir uns zugleich an die Worte Jesu (Luk. 12.) erinnern: „Sorget doch nicht so ängstlich für den morgigen Tag, was ihr essen oder trinken werdet! Jeder Tag hat seine eigene Plage. Betrachtet die Vögel des Himmels; sie säen nicht und ärnten nicht, haben weder Keller noch Scheunen, und Gott ernährt sie. Wie viel besser seid ihr, als sie? Betrachtet die Lilien des Feldes, wie sie wachsen; sie arbeiten nicht, und spinnen nicht; ich sage euch aber: selbst Salomon in all seiner Pracht war nicht so herrlich gekleidet, wie Eine von diesen." „Darum sorget nicht ängstlich!"....

Mit Zuversicht dürfen wir hoffen, daß uns derjenige, welcher uns heute das Leben schenkt, gewiß auch für den heutigen Tag die nöthige Nahrung geben werde? Ein wunderbares Beispiel von dieser liebevollen, väterlichen Fürsorge Gottes finden wir in der Lebensgeschichte des heiligen Einsiedlers Paulus. —

St. Paulus, aus der Unterthebais, der erste Einsiedler, welcher im drei und zwanzigsten Lebensjahre (man schrieb damals 250 nach Christus) um der decianischen Christenverfolgung zu entfliehen, in die oberthebaische Wüste sich

begab, nährte sich dort außer dem Quellwasser dreißig Jahre lang mit der Frucht eines Palmbaumes, andere sechzig Jahre aber mit dem halben Brode, welches aus göttlicher Vorsehung ihm täglich ein Rabe gebracht hatte. Im Jahre 341 lebte der heilige Greis noch, noch priesen seine schwachen Athemzüge den Herrn. Da war es denn, daß der heilige Antonius, der Einsiedler in seinem neunzigsten Jahre, von Gott gemahnt, den Vater der Einsiedler in der Wüste suchte nnd fand. Hohe Freude erfüllten beider Herzen. Sie redeten Vieles mit einander vom Reiche Gottes. Während der heil. Unterredung kam eben der Rabe und legte ein großes Brod zu ihren Füssen. Es läßt sich leicht die Verwunderung des heiligen Antonius denken und die Ehrfurcht, die ihn gegen Paulus erfüllen mußte, den der Herr, „dessen Hand nicht verkürzt ist", auf so wunderbare Weise, wie ehemals seinen Elias durch Raben in der Wüste ernährte. Nachdem der Rabe abgeflogen war, sagte Paulus: „Ei, der Herr hat uns ein Mittagsmahl geschickt, der da wahrhaft gütig, wahrhaft barmherzig ist. Sechzig Jahre sind es, daß ich täglich ein halbes Brod auf diese Weise erhalte; heute aber, da du angekommen bist, verdoppelt er es; heute gibt er uns, seinen Dienern, ein ganzes Brod, zu einem Zeugnisse, wie Er sorgte für die, so ihm dienen." Sie dankten Gott und gingen dann sich zu erquicken an die nahe Quelle. — (Breviar Rom. 15. Jan. et St. Hieron. de vita S. Pauli Eremitae und Dr. Haid II. Bd. S. 167.)

---

82. „Gib uns heute unser tägliches Brod", oder: Die zugedeckte Schüssel.

Wie oft böte sich uns nicht die schönste Gelegenheit dar, um durch edle Handlungen zu beweisen, daß wir es verstehen, was uns der göttliche Heiland mit dem Wörtlein: „Gib' uns" im heiligen Vaterunser lehren wollte? So oft könnten wir ja mit einem einfachen Brode d. h. mit wenigeren und wohlfeileren Speisen vorlieb nehmen und die zu einem größern Aufwande nöthige Summe mit den Armen theilen.

Ein wohlhabender Kaufmann zu Hamburg, Namens Böhl, hatte einst eine Gesellschaft von 30 Personen zu sich zu Gaste gebeten. Seine Frau wollte sie, um ihnen etwas

bei derselben Jahreszeit noch Seltenes aufzutischen, unter Andern gerne mit Forellen, einer Gattung köstlicher Fische, bewirthen. Weil sie aber das Stück davon mit einem Dukaten bezahlen sollte, und dieser Preis ihr zu hoch war, so nahm sie deßhalb Rücksprache mit ihrem Manne. Dieser sagte: „Einen solchen Aufwand könnten wir zwar bei unsern Vermögensumständen schon machen; aber ich halte ihn für sündhaft, und er soll unterbleiben. Denk' einmal, wie viel Armen man mit dem Gelde helfen könnte, das nur die Forellen schon kosten würden. Ich will einen andern Gebrauch von diesem Gelde machen. Der Tag der Mahlzeit kam heran, und Böhl ließ an demselben statt der Fische eine Schüssel, aber zugedeckt, auf den Tisch setzen. Hierauf erzählte er den Gästen das Vorhaben seiner Frau, erwähnte des hohen Preises der Forellen, bezeugte, daß er eine so kostbare Speise für sündhaft gehalten habe, und sagte zuletzt, daß statt der 30 Fische ebenso viele Dukaten in der Schüssel lägen, und daß jeder Gast die Güte haben möchte, einen davon zu nehmen, und ihn einem Armen zu schenken, dessen Dürftigkeit ihm bekannt wäre. „Ich sehe Sie Alle für zu gutherzig an, fügte er bei, als daß Sie dieser Zuspeise nicht Ihren Beifall geben sollten." — Die Gäste fühlten das schöne dieser Handlung, und einer von ihnen sagte: „Nun so soll ein jeder von uns noch einen Dukaten, den er in einer Forelle verzehrt hätte, dazu legen, um desto mehrere Arme erfreuen zu können." — So könnte durch Entziehung des Uebermäßigen in Nahrung, Kleidung und Vergnügen gar oft den Armen und Unglücklichen hinreichend geholfen werden, und Mißwachs, Feuersbrünste und anderes Unglück würden nicht so schwer die Betheiligten treffen. O daß wir recht oft unser Brod mit den Armen theileten!! —

(Aehrenlese.)

---

83. „Gib uns heute unser tägliches Brod", oder: Das Packetchen mit 200 Gulden.

Nichts segnet der liebe Gott reichlicher, als die milden Spenden, die wir aus christlicher Nächstenliebe unsern armen Mitmenschen reichen. Folgende rührende Geschichte soll den Reichen zum Sporne dienen, künftighin die Forder-

ung, welche in dem Wörtlein „Uns" — an sie ausgesprochen ist, treulicher zu erfüllen. — Im schönen Bayernlande lebte ein frommer Pfarrer mit Namen Feneberger, der war gutthätig, über die Massen gutthätig, so daß er oft selbst in Bedrängniß kam aus Mangel an Habseligkeiten, und dabei hatte er auch viel Vertrauen zu Gott. Da hätte er einmal gar zu nothwendig Etwas Geld gebraucht und wußte keines aufzubringen. Für einen rechtschaffenen Seelsorger kann das aber manchmal eine schwere Sorge werden; denn er hat ein Herz für die ganze Gemeinde, wie ein Familienvater für seine Familie; und kümmert sich viel und sehr, wenn ein Haus in schwerer Noth und er nicht helfen kann: Er bedachte sich, und es fiel ihm ein, daß er vor Kurzem einer Person, die in einen fremden Ort verreisen mußte und ihm ihre Noth klagte, die letzten zwei Kronenthaler geschenkt habe. Und das Geschenk hat ihn bei diesem Gedächtniß gar nicht gereut; aber er hätte doch auch gerade jetzt die zwei Kronenthaler gar zu nothwendig gebraucht. Wie ihm da so seine Gedanken Grimmen, und Beängstigungen im Kopfe machten, stand er an das Fenster (weil man da weiter hinaufschauen kann) und sprach: Lieber Herr Gott, du weißt, ich habe dir erst die zwei Kronenthaler geliehen, und brauchte sie jetzt gar so nothwendig; sei so gut, ich bitte dich darum gar sehr, zahl mir sie zurück." — Und als er so sein einfältiges Beten fertig hatte, da klopfte es an die Thüre! — Herein! — Es war der Briefträger und hatte ein Paketchen von 200 Gulden für den Pfarrer. Wo ist das Geld hergekommen? — Die Person kam in den Dienst bei einem reichen Herrn in der Stadt, und erzählte einmal gelegentlich, wie in ihrem Dorfe ein so gutthätiger Pfarrer sei, welcher ihr die letzten zwei Kronenthaler geschenkt habe, welche er im Vermögen hatte. Der Herr hatte kein Herz von Gold und Silber und auch nicht von Marmelstein, er hatte ein edles Menschenherz, so daß Gottes Liebe leicht und ungehindert in sein Herz einstrahlen konnte. Es fiel ihm ein: „Ich hab ja viel mehr als ich brauche und so ein mildthätiger Seelsorger weiß am besten die Wege und Gänge, wo man den Ueberfluß am beßten unterbringen kann und wie damit zu handthieren ist"; diese Gedanken bewegten und erweichten sein Herz, wie wenn es ihm Gott ins Ohr gesagt hätte, was er jetzt thun solle, und er pakte das Geld zusammen,

100 Gulden für jeden Kronenthaler. So kam denn das Geld gerade, da der Pfarrer mit seinem kindlichen und kindischen Gebete fertig war, wo er von dem Herrgott das Anlehen zurückbegehrt hatte. Und ich kann mir wohl denken, was der Pfarrer für eine Freud gehabt haben muß, weil ihm aus der Noth geholfen war, noch mehr aber, daß der liebe Gott auch so gar geschwind und sorgfältig bedacht war, das Gebet zu erhören. So schön lohnt Gott oft die Gaben der Liebe.

(Kalender für Zeit und Ewigkeit von Alb. Stolz 1846.)

---

84. „Gib uns heute unser tägliches Brod,“ oder: das blutige Brod!

Das verderblichste und schrecklichste Brod ißt der Ungerechte und der Wucherer. — Der gottselige und wunderthätige Pater Matthäus à Bascio wurde einmal zu Venedig bei einem Rechtsgelehrten, bei einem ungerechten Advokaten nämlich, zu Gast geladen; und als er das Brod zur Hand nahm, drückte er das pure Blut heraus. Er zeigte es seinem ungerechten Gastwirthe mit den Worten: Siehe, ein solches Brod issest Du? Du verzehrest den Schweiß und das Blut der Armen, der Wittwen und Waisen, und getrauest dich zum Vater im Himmel emporzurufen: „Gib uns unser Brod!“ Erzittere bei diesen Worten und denke an das furchtbare Brod geröthet vom Blute der Unglücklichen, denke an das Brod, das du issest.“ — Diese schreckliche Mahn- und Drohpredigt gilt fürwahr allen Wucherern und allen denen, die sichs zum Geschäfte machen Arme und Waisen zu unterdrücken und sich von ihrem sauern Besitzthume zu bereichern.

(P. F. Lucian, Montifontanus tom. II. pag. 411.)

---

85. „Gib uns heute unser tägliches Brod,“ oder: Warnung gegen Geringschätzung des Brodes!“

Auf dem verhängnißvollen Zuge der französischen Armee nach Rußland im Jahre 1812 war eine Kompagnie des 42sten Linienregiments in ein unansehnliches polnisches Dorf

ins Quartier gelegt. — Der Wirth, der, wie in Polen gewöhnlich, ein Jude war, bekam einen Sergeanten mit 12 gemeinen Soldaten in seinem, schon durch frühere Durchzüge fast ausgeleerten Gasthause einzuquartiren. Aus Furcht vor Schlägen, womit der Franzose nicht selten seinen Wirth statt der Bezahlung bediente, bot der arme Mann Alles auf, um seine ungebetenen Gäste zufrieden zu stellen. — Nur fehlte es ihm an weißem Brode. Indessen ließen sich die Gemeinen auch das schwarze gefallen, das ihnen vorgesetzt ward; nur ihr Führer, ein junger, unerfahrener Laffe, wollte sich damit durchaus nicht begnügen. „Weißes Brod schaffe her, Jude! — oder ich sende dich in Abrahams Schoos" — schrie er mit donnernder Stimme, indem er das schwarze Stück Brod, das ihm vorgelegt war, fluchend in eine Ecke des Zimmers schleuderte. — Zitternd schlich der erschrockene Gastwirth zur Thür hinaus, um für die Eßlust des Franzosen weißes Brod ausfindig zu machen, und endlich gelang es ihm mit vielem Bitten bei einem Nachbar ein solches zu erhalten. Er setzte es dem Sergeanten vor und nun legte sich der Zorn des rauhen Kriegers! Indessen holte der Jude das weggeworfene Stück aus dem Winkel hervor und sperrte es in einen Wandschrank ein. — Der muthwillige Sergeant der dieß beobachtet hatte, sagte des andern Tages beim Abziehen spottend zum Wirthe: „Bis wir wieder kommen, wird das Brod, das du gestern in den Schrank gesperrt hast, wohl ziemlich hart sein?!" — Der Jude schwieg. Der Ausgang dieses russischen Feldzuges ist bekannt. Geschlagen, zerstreut, von Kälte und Hunger fast aufgerieben und von den nachsetzenden Kosakenschwärmen immer verfolgt, — flohen die Reste der französischen Heere über den Niemen nach Polen zurück.

Es war eben einer der kältesten Wintertage, als eine in Lumpen gehüllte, abgezehrte und vor Kälte fast erstarrte Menschengestalt zu dem oben erwähnten jüdischen Wirthshause kam. Der Wirth beschaute sich den Ankömmling etwas genauer, und erkannte mit Mühe in diesem armseligen Gerippe jenen stattlichen Sergeanten, der vor einigen Wochen mit so frechem Uebermuthe das schwarze Brod weggeworfen hatte.

Zitternd vor Frost und dem Hungertode nahe, flehte der Unglückliche um Aufnahme und Pflege. — Der Jude hieß

ihn freundlich in die Stube treten, wo frisches Stroh dem Ermatteten eine willkommene Ruhestätte darbot. O wie erquickte die Wärme und das weiche Lager den armen Mann! Nur der leere Magen wollte nicht Ruhe geben. Der Wirth öffnete den Schrank und holte jenes weggeworfene Stück Brod hervor. Indem er es dem Soldaten überreichte, konnte er nicht umhin, ihn an seinen frühern Uebermuth, — zur wohlverdienten Strafe — zu erinnern und sprach: „Freund! kennst du noch dieses Brod? Wie du selbst voraussagtest, ist es bis zu deiner Wiederkunft wohl ziemlich hart geworden, aber der Hunger, denke ich, hat gute Zähne!“ — „Ja die hat er,“ rief — etwas betroffen — der Soldat, und langte begierig nach dem harten Brode. — In einem Nu war es verzehrt. Mitleidig beobachtete ihn der Wirth und eine Thräne schlich über seine Wange herab. Gott Abrahams, Isaaks und Jakobs! — Du bist gerecht, sprach er laut, und gerecht sind deine Urtheile! Als dieser junge Mensch das schwarze Stück Brod verächtlich wegwarf, da fiel mir ein, es dürfte einmal ein Tag kommen, an dem er um dieses froh sein würde, und ich hob es auf. — Damals, mein Freund, spottetest du über das Aufbewahren des Brodes, heute aber ist es für dich ein Leckerbissen geworden. —

Gott läßt seiner und seiner Gaben nicht spotten. Merke dir dieses, junger Mann! und frevle nie mehr über Gottes Gabe!“ — Beschämt durch diese Worte, aber auch sein Vergehen einsehend, hob der Franzose reumüthig seine Blicke gen Himmel, und bat Gott und den Wirth um Verzeihung. Nun umarmte ihn dieser, erquickte ihn mit besserer Speise und stärkendem Tranke, gab ihm noch Lebensmittel auf mehrere Tage mit, und zeigte ihm einen sichern Pfad, um frei vor den nachsetzenden Kosaken in kürzester Zeit nach Willna zu seinem Regimente zu gelangen.

Verschmähe niemals Gottes Gabe,
Bestraft wird stolzer Uebermuth;
Denk!: „wenn kein weißes Brod ich habe
Ist auch das schwarze für mich gut.“ —
Wer nicht die kleine Gabe ehrt,
Der ist der größern auch nicht werth. —

(J. v. Wörndle's Veilchenkranz.)

---

86. „Gib uns heute unser tägliches Brod," oder: das wunderbare Unterpfand.

Als König Ludwig der Heilige auf seinem unglücklichen Kreuzzuge in's gelobte Land in die Gefangenschaft des Sultans von Soria gerathen war, empfing er beinahe alle Tage Jesum im allerheiligsten Altarssakrament, und voll Entzücken rief er oft dabei aus: „Das ist mein tägliches Brod, das Brod, die Kraft und die Stärke meiner Seele in Mitte des Gefängnisses bei all meinen Leiden und Trübsalen." — Oft kniete er halbe Tage lange vor dem Allerheiligsten und betete und weinte. In der Folge wurden mit dem Sultane Unterhandlungen gepflogen, in Betreff der Auslösung des Königs. Der Sultan forderte dem Herkommen gemäß ein Unterpfand, um sich für die Haltung der eingegangenen Bedingnisse sicher zu stellen. Welches aber war das Unterpfand, das er begehrte? Etwa die Hinterlage einer großen Summe Geldes? Oder die Rückbehaltung einiger der Vornehmsten der fränkischen Ritter und Herren? Weder Eines noch das Andere, sondern (wie wenigstens Gregor Mastrilli es berichtet) Etwas, was von vielen Menschen für wenig oder gar nichts geachtet wird, aber allerdings kostbarer ist, als die ganz erschaffene Welt: das Unterpfand, das er forderte, war eine consecrirte Hostie. Und wie kam der Sultan auf diesen Einfall? Einzig nur dadurch, weil er an dem gefangenen Könige jene unbeschreibliche Liebe und Andacht beobachtet hatte, womit dieser das Mysterium des Altars zu verehren gewohnt war; daher er denn auch kein größeres und verläßlicheres Pfand in Anspruch zu nehmen wußte.

(Veith Vater unser S. 214).

---

87. Vergib uns unsere Schulden, wie auch wir vergeben unsern Schuldigern, oder: die Macht der Religion.

Als die Franzosen in Madrid einzogen, war auch ein junger Spanier von der Glaubens-Armee bei ihnen. Plötzlich stürzte ein Frauenzimmer mit fliegenden Haaren, bleich und blutbefleckt von den Stufen eines Tempels herab, und — vor den Glaubens-Kriegern sich hinwerfend, — rief sie aus:

„Mein Bruder! mein Alphons!“ Da flog ihr der junge Kriegsgefährte entgegen, drückte sie an sein Herz, und sie feurig umarmend, fragte er sogleich nach seinem Vater: „Du sollst ihn sehen“ antwortete sie, und wischte sich die Thränen ab. „Auch ich muß weinen,“ sagte Alphons; ach wie süß sind die Zähren, welche die Freude vergießen macht!“ Was redest du von Freude? schrie das spanische Mädchen, auf! komm mit mir .... und sie suchte ihn fortzuziehen. — „Wohin führst du mich?“ — „Zu unserm Vater ....“ „Wo ist er denn? Dieß ist ja nicht der Weg, der zu seiner Wohnung führt ....“ „Zu seiner Wohnung? Ach, er ist nicht mehr! ....“ Diese Worte sprach sie im Tone der heftigsten Verzweiflung aus. „Ha, ich schaudere!“ rief der junge Mann. „Wer konnte meinen alten Vater aus seinem Eigenthume vertreiben? o rede, meine Schwester!“ — „Ungeheuer konnten es! Barbaren!“ „Rede, wo ist er? ich beschwöre dich bei Gott!“ „Auf dem großen Platze ist er .... komm!“ —

Beide Geschwister eilten fort und langten auf dem großen Platze an. Dort lagen noch Leichname, welche die Grausamkeit der Aufrührer, der Glaubens- und Königsfeinde dem Tode geopfert hatten. Das Mädchen deutete hin auf den Haufen der Geschlachteten, die noch unbegraben hier aufgeschichtet lagen, und sagte: „Hier befindet sich unser Vater! .... Räche ihn! ....“ — Und sie nannte ihm den feigen Mörder ihres Vaters. Alphons stand eine Weile wie versteinert da; dann erhob er seine Blicke zum Himmel, um gleichsam dort die Stärke und Weihe seiner Rache zu suchen. Seine Schwester lag bereits auf den Knieen neben dem grausam verstümmelten Körper eines Greises. Dann rief sie aus: „Schau ihn hier!“ Der Krieger stürzte auf den Leichnam hin und schwur: „Er soll gerächt werden.“ Er heftete seine bleichen Lippen fest auf die Wange seines entseelten Vaters; stand dann auf, und es blitzte der Degen in seiner Hand. „Schwester! rief er aus, bewahre mir seinen Leichnam; ich eile ihn zu rächen!“ — Der junge Mann war plötzlich kein Mensch, er war ein Löwe, ein Löwe, der da nach Blut mit brennendem Durste schnaubte, denn er sah ja hier den Leichnam seines unmenschlich gemordeten Vaters! Er stürzte fort. .... Unsere Soldaten hielten ihn auf, ein Offizier wollte ihn beruhigen, ihm von Ergebung in

sein Schicksal, vom Vergessen des Geschehenen, von Verzeihung sprechen. „Unglückseliger!“ rief der Gereizte, „würdet ihr nicht selbst euren Vater rächen? Betrachtet hier den verstümmelten Leib des meinigen!“ — Dieß sprechend verdoppelte sich seine Wuth. Gleich darauf fiel er dem Offiziere zu Füßen, ergriff dessen Hände, küßte sie, bat und verlangte von ihm die Rache als eine Gnade, forderte das Blut seines Feindes als eine Wohlthat! . . . . Aber, wie man leicht denken kann, es waren solche Bitten vergeblich; wir glaubten schon zu sehen, wie seine Verzweiflung ihn zum Selbstmorde bringen müßte: denn er wiederholte unabläßig: „Wenn ich den Mörder nicht töde, so thue ich mir den Tod an!“ — Da hörte ein Ordensgeistlicher seiner Nation dieß Geschrei, und kam zu ihm. Der Wüthende stieß ihn zurück. Der Priester ließ sich aber nicht abschrecken, und nahete sich abermal, mit dem Rufe: „Bist du ein Christ, Alphons?“ Der junge Streiter erhob die Blicke und antwortete: „Ja, der bin ich, aber ich will meinen Vater rächen.“ — Da zeigte ihm der Geistliche ein Crucifix, und sagte: „So tritt es mit den Füßen, denn der daran ausgestreckt hängt, ist gestorben, um uns zu lehren, daß wir verzeihen sollen!“ Schweigend zeigte ihm Alphons den Leichnam seines Vaters. Der Priester errieth seine Gedanken, und setzte schnell hinzu: „Ja, ja! auch dem Mörder unseres Vaters müssen wir verzeihen!“ Hier schüttelte Alphons verneinend das Haupt; allein der ehrwürdige Priester fiel ihm zu Füßen, und rief mit aufgehobenem Crucifixe: „Um racheschnaubend deinem Feinde nachzulaufen, mußt du erst über mich, den Diener Christi hinstürzen, mußt du über dieses Kreuz hinschreiten, das dein Vater beim letzten Athemzuge versöhnlich küßte.“ Von diesen Worten ergriffen, hob der junge Spanier den alten Priester empor, drückte das Crucifix an seine Lippen, und fiel dem frommen Ordensmann in die Arme, während der gezückte Degen seiner Rechten entsank.

(Aus den Lettres Vendéennes vom Grafen Walsh.)

---

88. „Vergib uns unsere Schulden, wie auch wir vergeben unsern Schuldigern," oder: Der Priester und die beiden Feinde.

Ein ehrwürdiger Seelsorger, Vorsteher einer Pfarrei, ließ es sich sorgsam angelegen sein, die ihm anvertraute Gemeinde für den Himmel zu erziehen. Unaufhörlich ermahnte er sie zur gegenseitigen Bruder- und Nächstenliebe, zum Frieden und zur Eintracht. Alles lebte auch wirklich in dieser Pfarrei unter Ruhe und Liebe beisammen; nur zwei Nachbarn nährten gegenseitig tödtlichen Haß gegen einander. Mit Wehmuth vernahm es der gute Seelenhirt, und er sann deßhalb auf Mittel und Wege, dieser verderblichen Feindschaft ein Ende zu machen. Er ließ daher Einen nach dem Andern zu sich kommen, ermahnte sie so liebevoll, als nur möglich, zur Versöhnung und Liebe; allein alle seine wohlgemeinten Worte fielen auf felsige Herzen, die Feindschaft war zu tief gewurzelt. Als nun der fromme Priester sah, daß all seine Mühe vergebens sei, da warf er seine Stirne in Falten und sprach ernsten Tones: „Nun denn, weil euer Sinn so verblendet und euer Herz so verstockt ist, so möget ihr hingehen und das beseligenste aller Gebete, — das Vater Unser — so oft ihr es wiederholet, zu eurem Verderben beten; denn merket wohl, ihr fordert ja Gott den Ewigen selbst zur Rache heraus, so oft ihr sprechet: „Vergib uns unsere Schulden, wie auch wir vergeben unsern Schuldigern!" — Diese ernste Sprache wirkte, sie gingen beide hin, und so oft sie im Vater unser zu den Worten kamen: Vergib uns unsere Schulden ꝛc.; da erzitterte es in ihrem Herzen, es erscholl aufs Neue das furchtbare Wort des edlen Pfarrers in ihren Ohren, sie konnten dieses herbe, bittere Gefühl nicht länger ertragen, und so lagen sie sich nach einigen Tagen einander in den Armen, und besiegelten mit Thränen im Auge den heiligen Bund ewiger Versöhnung und Liebe. Wahrlich, wer kann Feindschaft in seinem Herzen nähren und doch so dreist, ja so tollkühn sein und beten: „Vater im Himmel! vergib uns unsere Schulden, wie auch wir vergeben unsern Schuldigern!" Sprechen wir da nicht selbst mit Herz und Mund über uns das Todesurtheil? Heißt das nicht zu Gott sagen: „Vater vergib du uns auch nicht, wie wir auch nicht vergeben! Vater! sei du gegen uns eben

so hartherzig, lieblos und unversöhnlich, wie wir gegen unsern Bruder sind. Hasse auch du uns, sowie wir unsere Beleidiger hassen!?“ Bedenke dieses wohl, o Christ! und gehe hin und söhne dich aus mit deinem Feinde; denn diese fünfte Bitte, sagt der heilige Johannes Chrysostomus, ist ein Schwert, das sich der Feindselige in die Brust stößt, und ihm den Todesstoß versetzt.“ (Ludwig Mehler's Beispiele, II. B.)

89. „Vergib uns unsere Schulden, wie auch wir vergeben unsern Schuldigern“, oder: der edle Priester.

In der Gemeinde Montaineour hatte, als der fromme Peter Fourrier dort Pfarrer war, ein Mann aus der Nachbarschaft lange Zeit sträflichen Umgang mit einer Weibsperson. Als nun diese, vom Pfarrer im Beichtstuhle dazu aufgemuntert, diesen Umgang aufgab, ging jener Sünder, voll Ingrimm darüber, nach Montaineour, packte den Pfarrer, als er eben aus der Kirche ging, an, und schlug ihn bis zum Pfarrhofe in Einem fort mit Fäusten. Die Pfarrkinder, als sie dieß sahen, verfolgten den Menschen; denn sie hatten ihren eifrigen Seelenhirten überaus lieb, der Elende suchte nun eiligst der Züchtigung zu entfliehen. Allein was that jetzt der edle Priester, als Alles seinem Feinde nachsetzte? Erfreut über die Gelegenheit, etwas um Christi willen gelitten zu haben, und bekümmert, es möchte sein Beleidiger eingeholt werden, eilte der Pfarrer zur Kirche und zieht die Glocke, als wenn Feuer ausgebrochen wäre. Da sogleich alles Volk herbeigelaufen war, forderte er die Leute auf, für jenen Menschen, der des Gebetes so sehr bedürfe, zu beten. So hielt er sie eine halbe Stunde lang zurück und nicht vergeblich; denn am andern Tage schon kam jener zu dem Pfarrer, bat ihn um Verzeihung, legte eine Generalbeicht ab, und führte in der Folge ein besseres Leben.

(Herbst's Exempelb. II. 666.)

90. „Vergib uns unsere Schulden, wie auch wir vergeben unsern Schuldigern“, oder: Verzeihung ist des Christen Rache.

Ein Einwohner aus Ziccavo in Corsika, ruhte mit drei

seiner Verwandten bei einem Brunnen der Grafschaft Frasle, als der Mörder eines seiner Söhne, der nur ihm bekannt war, unvermuthet an eben diesen Ort kam. Er sprach ihm freundschaftlich zu, und nöthigte ihn Theil an ihren Erfrischungen zu nehmen. Bei dieser Einladung, die jener für einen Fallstrick hielt, erstarrte ihm vor Schrecken das Blut in den Adern. Unterdessen mußte er sie annehmen, weil er kein Mittel sah, zu entfliehen. Sie aßen beide, aber ganz in verschiedenen Stimmungen, der Eine in der äußersten Bestürzung, denn er glaubte das Ende seines Lebens nahe; der Andere, der mit einer erhabenen That umging, verrieth jene Heiterkeit, welche nur die Ausübung der Tugend gibt. Nach dem Essen beurlaubte der Einwohner von Ziccavo seine Gesellschaft, und blieb mit seinem Feinde allein. „Dein Leben, redete er ihn an, ist in meiner Gewalt; ich könnte dir es auf der Stelle nehmen und den Tod meines Sohnes rächen. Du hast mir viele Thränen verursacht und Trauer und Wehklagen in meine Familie gebracht; allein ich will alle diese Leiden vergessen, die ich um deinetwillen duldete; nur versprich, auch deine Feinde so zu behandeln, wie ich dich behandle, um überzeugt zu sein, daß verzeihen weit rühmlicher und süßer ist, als sich rächen." — Mit diesen Worten umarmte er ihn und verließ seinen Feind, der unbeweglich vor Verwunderung und Erstaunen war. Wie er wieder zu seinen Verwandten kam, sagte er: Der Mensch, der mit uns aß, ist der Mörder meines Sohnes, ich habe ihm verziehen und sein Leben gefristet, das in meinen Händen war. Folget meinem Beispiele und thut ihm nie etwas zu Leide, was mir die Freude verbittern könnte, eine schöne That vollbracht zu haben." — (Jugendbibl. 12. Bd. Seite 190.)

---

91. „Vergib uns unsere Schulden, wie auch wir vergeben unsern Schuldigern", oder: Johannes Gualbertus.

Der heilige Johannes Gualbertus, Stifter der berühmten Valbumbrosaner-Abtei, war noch in der Welt, als er gerade am heiligen Charfreitag dem Mörder seines Bruders begegnete. Gualbert war stark und tapfer; es war kein Ausweg, auf dem der Mörder entfliehen konnte; es war um ihn ge-

schehen. Da nun dieser Unglückliche sich so rettungslos sieht, wirft er sich vor Johannes auf die Knie, hält seine Hände kreuzweis über einander und bittet ihn inständig im Namen des am heutigen Tage für alle Menschen gestorbenen Erlösers, ihm seine Sünde zu verzeihen. Darauf antwortete ihm Gualbert: „Weil du mich im Namen eines so großen Herrn um Gnade bittest, so kann ich dir die Vergebung nicht verweigern"; er umarmte ihn zärtlich. Er ging hernach in eine Kirche, und wurde in diesem nämlichen Augenblicke gewahr, daß ein großes Kruzifix sich gegen ihn neigte, um ihm die Liebe zu bezeugen, die er sich von Jesus dadurch zugezogen, daß er im Namen seines Kreuzes seinem Feinde verziehen hatte. Dieses Kruzifix blieb seither immer so gekrümmt, und befindet sich in einer Kirche bei Florenz. Ja noch mehr: Gualbert fand hier seine Bekehrung, er wurde ein großer Büßer und Heiliger, und die Kirche feiert sein Andenken.

(In vita.)

---

92. „Vergib uns unsere Schulden, wie auch wir vergeben unsern Schuldigern," oder: Der Heilige und der Irrgläubige.

Zur Zeit des heiligen Dominikus richteten die Sekten der Albigenser und Waldenser große Verwüstungen in der Kirche Gottes an. Nicht nur, daß sie viele Gläubige verführten und vom Schooße der wahren und alleinseligmachenden Kirche lostrennten; auch leibliche Mißhandlungen und Grausamkeiten erlaubten sie sich vielfach gegen die Rechtgläubigen, wo sie denselben nur immer zukommen konnten, weßhalb auch das weltliche Gericht gegen sie einschreiten mußte. — Gott hatte, um das geistige Uebel, welches sie anrichteten, zu beschränken und zu heilen, den heiligen Dominikus erweckt, der durch Lehre und durch Werke der Liebe und Gottseligkeit ihren geistigen Verwüstungen entgegentrat. Viele Unbilden und Beschimpfungen hatte er zwar von diesen Verblendeten zu erdulden; jedoch nur Sanftmuth und Geduld waren die Waffen, welche er gegen sie gebrauchte. Nie hörte man ihn sich über die erlittenen Mißhandlungen beklagen. Keine Gefahr schreckte ihn ab, wenn es um das Heil der Seelen zu thun war; denn er hätte sich glücklich geschätzt, wenn er für

die Ehre Gottes sein Blut hätte vergießen können. Denen, welche ihn haßten und verfolgten, erwies er Alles nur mögliche Gute. —

Einer dieser Irrgläubigen, den der Heilige nicht als solchen kannte, bot sich ihm eines Tages als Wegweiser und Führer an. Der Irrgläubige, im Herzen den Heiligen hassend, war so boshaft, daß er mit ihm einen Weg einschlug, der ganz mit Steinen und Dornen bedeckt war, so daß die Füsse des Heiligen, die durch seine Schuhe geschützt waren, ganz wund und zerfleischt wurden. Diese Beleidigung ertrug Dominikus mit bewunderungswürdiger Geduld; der boshafte Irrgläubige war durch dieses Benehmen des Heiligen tief beschämt, und sein Gewissen machte ihm die bittersten Vorwürfe darüber, daß er einen so edlen Mann ohne Grund so schmählich behandelte. Als der Heilige seinen Feind beschämt und verlegen sah, beruhigte und tröstete er ihn liebevoll, indem er sagte: „Dieses Blut, das von meinen wunden Füssen fließt, ist ein Gegenstand meiner Freude und meines Trinmphes." Durch diese Sanftmuth ward der feindselige Mensch so sehr gerührt, daß er seine Irrthümer verließ und in den Schooß der kath. Kirche zurückkehrte!" —

„Wenn du dem Feinde Gutes thust, wirst du glühende Kohlen über seinem Haupte sammeln." Röm. 12. 20.

(Aehrenlese.)

93. Vergieb uns unsere Schulden, wie auch wir vergeben unsern Schuldigern; — oder: Nicephorus und Sapricius.

Zu Antiochien waren unter dem Kaiser Aurelianus zwei Christen, Namens Sapricius und Nicephorus, die sich Anfangs wie Brüder liebten; aber bald wurde ihre innige Freundschaft in unvergänglichen Haß verwandelt, den sie einander zu erkennen gaben, selbst wenn sie sich begegneten. Nicephorus ging am ersten in sich, und von tiefer Reue durchdrungen suchte er zu wiederholten Malen durch gemeinschaftliche Freunde sich mit Sapricius auszusöhnen; aber immer vergebens. Er ging dann voll Demuth selbst zu ihm ins Haus, warf sich ihm zu Füssen, und flehete um Vergebung, um des Herrn willen; allein er konnte Nichts aus-

richten. Indessen wurde Sapricius um seiner Religion willen gefänglich eingezogen und bekannte sich freiwillig zum Christenthume. Der Statthalter ließ ihn foltern und in eine Art Presse legen, wo er langsam gequetscht und entsetzlich gepeinigt wurde. Da er aber bei seinem Glauben beharrte, wurde er verurtheilt, enthauptet zu werden.

Nicephorus lief weinend herbei, warf sich ihm vom Neuen zu Füssen und sagte: „Märtyrer Jesu Christi! vergib mir so wie Jesus Christus seinen Feinden vergeben hat.“ —

Sapricius kehrte seine Augen weg, und antwortete nichts. Nicephorus drang in ihn, und bat ihn so inständig, daß die Heiden seiner als eines Unsinnigen spotteten, indem sie nicht begreifen konnten, wie man sich mit solchem Ungestüm um die Gunst eines Menschen bewerben könne, welcher bereits zum Sterben verurtheilt war. Der Himmel konnte eine solche Unversöhnlichkeit nicht mit Gleichgültigkeit ansehen, und Jesus Christus, welcher die Apostel beten lehrte: „Vergib uns unsere Schulden, wie auch wir vergeben unsern Schuldigern!“ — entzog ihm seine Gnade, und sieh, was geschah? Als der Augenblick gekommen war, daß das Urtheil vollstreckt werden, und Sapricius niederknieen sollte, um den Todesstreich zu empfangen, da verzagte er, verläugnete Jesum Christum, und versprach, den Göttern zu opfern.

„Nein, mein Bruder,“ sprach Nicephorus zu ihm, „du wirst doch die Krone nicht fahren lassen, welche schon mit deinem Blute gefärbt ist und welche dir für so viele Martern gebührt! Entehre nicht so den Erlöser, der sie über deinem Haupte hält!“ Allein Sapricius wollte keine Ermahnung von einem Menschen, den er haßte, annehmen. Endlich untröstlich über diesen Fall schrie Nicephorus: „Ich bin selbst ein Christ, und bekenne das, was Sapricius abschwört. Lasset mich das Aergerniß seiner Ruchlosigkeit ersetzen und an seiner Stelle sterben!“ Man willigte in sein Begehren, und so wurde die Krone der Märtyrer dem unversöhnlichen Sapricius genommen, und dem demüthigen, liebevollen und versöhnlichen Nicephorus gegeben. Dieß ist der Lohn der Verzeihung!

(Kuinarti acta sincera et selecta Martyrum.)

---

94. Versuchungen sind nützlich, oder: Der heilige Dorotheus.

Deßhalb, weil die Heiligen Gottes die Nützlichkeit der göttlichen Prüfungen und Versuchungen einsahen, wollten sie von denselben nicht befreit, sondern um so häufiger heimgesucht werden. Als der heilige Dorotheus seinem Meister einmal erklärte, er werde von sehr schweren Versuchungen geplagt, ward er darüber zum Mitleiden bewegt, und sagte ihm, wenn er wolle, so werde er den Herrn bitten, ihn davon zu befreien. Dorotheus aber sprach: „Nicht also mein Vater, erflehet mir lieber von Gott Geduld und die Gnade, immer siegreich aus diesen furchtbaren Kämpfen hervorzugehen. Denn sehr lästig und bitter sind mir zwar diese Versuchungen; doch erkenne ich, daß sie mir überaus heilsam sind: sie treiben mich an, meine Zuflucht immerdar im Gebete zu Gott zu nehmen und die Abtödtung zu üben."

95. Die Heiligen hatten die meisten Versuchungen, oder: Der Vielgeprüfte.

Der heilige Hieronymus zog sich in die Wüste Chalcid im Oriente zurück, um dem Gewühle der Welt zu entgehen; er trug einen härenen Sack, seine sich schwärzende Haut deckte das dürre Gebein. Er übte die strengsten Abtödtungen des Fastens und des Wachens, und erarbeitete sich im Schweiße des Angesichts das Wenige, dessen er zu seinem Unterhalte bedurfte.

Diese strengen Uebungen vermochten gleichwohl nicht den Brand zu löschen, der obgleich bei dürrendem Leibe seine Adern durchglühte. Er litt unaussprechlich viel von Versuchungen des Fleisches. Seine Einbildungskraft führte Bilder vergangener Zeiten und Roms vor ihn, die ihn allenthalben verfolgten. Er suchte sie durch heilige Vorstellungen zu vertreiben. Oft, sagte er, habe er sich zu den Füßen Christi hingeworfen, sie im Geiste mit den Thränen, die ihm entströmten, benetzt. Er habe manchmal Tag und Nacht um Erbarmung gefleht, und mit den Händen sich auf die Brust geschlagen, bis Gott dem Sturme still zu werden geboten und ihm Ruhe gegeben. Manchmal habe er sich vor

seiner Zelle geschämt, gleich als sei sie mitkundig seiner unreinen Begierden, sich in dunkle Thäler vertieft, oder sei zu jähen Felsen geflohen, um dort seinen elenden Leib zu bändigen, und zu beten. Dann sei oft Ruhe in sein Herz gekommen; ihm sei gewesen, als vereinige er seinen Lobgesang mit den Chören der Engel. Er verdoppelte seine Fasten und seine Kasteiungen, und setzte unermüdete Anstrengungen des Geistes hinzu. Um durch Geistesanstrengung die wilden Triebe der Natur zu dämpfen, begann er hier die hebräische Sprache von einem zum Christenthum übergegangenen, als Einsiedler in der Wüste lebenden Juden zu lernen. Er dachte oft auch an das letzte Gericht, und bildete sich ein, jeden Augenblick die Trompete zu hören, die zu ihm rief: Hieronymus! komm zum Gerichte!"

(Hieron. Epist. 22. ad Eustochium.)

---

96. Widerstehet der Versuchung gleich im Anfang, oder: Die Cypressen.

Ein alter Einsiedler und seine Jünger waren einmal damit beschäftigt, einen öden Waldgrund, auf dem nur einige Sträuche und junge Bäume aufwuchsen, zu einem Garten herzurichten. Der ehrwürdige Alte war es gewohnt, während die Hände arbeiteten, den Geist seiner Jünger auf gute Gedanken zu leiten.

Da sprach er denn zu einem der Jünger: „Siehe da diese junge Cypresse, die eben aufsproßt. Reiß sie aus!" der Jünger riß sie ohne Mühe mit einer Hand aus. „Nun reiß diese etwas größere aus!" sprach der Alte. Bei dieser mußte der Jüngling schon beide Hände anwenden, um sie auszureißen. Der Greis befahl ihm nun eine dritte, noch größere und stärkere, die wohl schon drei Jahre alt sein mochte, auszureißen. Der Jünger strengte alle seine Kräfte an, und rief noch einen seiner Mitgesellen zu Hilfe. Beide mußten aber bekennen, sie seien es nicht im Stande; der Baum sei bereits zu stark und zu tief gewurzelt. So, sprach nun der alte Vater, ist es auch bei Versuchungen. Anfangs, wenn sie noch im Entstehen sind, ist es uns leicht, sie sammt der Wurzel auszureißen. Je länger wir sie aber zunehmen und wachsen lassen, desto schwerer wird es uns,

sie auszurotten. Fassen sie aber zu tiefe Wurzeln, so wird es uns äußerst schwer, ihrer Meister zu werden."

„Darum, meine lieben Söhne, seid immer darauf bedacht, jegliche Versuchung sogleich im Anfange, im Keime zu vertilgen. Ausgerottet müssen sie doch werden. Was euch Anfangs nur kleine Mühe macht, würde euch in der Folge große Anstrengung kosten, wenn ihr anders der ewigen Verdammung entgehen wollet."

(Blumen der Wüste.)

97. Verachte die Versuchung, oder: der weise Lehrer.

Ein frommer und sehr verständiger Lehrer antwortete einem Schüler, welcher häufige Anfechtungen und Versuchungen litt, und ihn deßhalb um Rath und Mittel bat: „Mein Sohn! laß den Wind immerhin wehen und halte das Geflüster der Blätter nicht für das Geklirre der Waffen! Versuchungen mußt du verachten; dadurch wirst du sie am empfindlichsten auf den Kopf treten. Siehe, als ich neulich bei einem Bienenstocke verweilte, da rief mir ein Bauer zu: „Herr! langen sie doch nicht darnach (denn sie flogen mir in's Gesicht, und ich wollte sie verscheuchen); halten Sie sich stille und thun Sie, als ob Sie dieselben nicht achteten; sicherlich, keine wird Ihnen Etwas zu Leide thun." Und siehe da, keine stach mich! — Glaube mir, mein Sohn! wenn du die Versuchung nicht fürchtest, wenn du nicht darnach greifest, wenn du sie verachtest, so wird sie dir Nichts anhaben. Denn der böse Feind, der dich versucht, kann in seinem Stolze Nichts weniger leiden, als Verachtung.

98. Mittel gegen die Versuchung, oder: die nützliche Belehrung.

Ein junger Einsiedler kam zu einem Alten und klagte: Vater! Was soll ich anfangen? Ich werde heftig von bösen Gedanken und Versuchungen geplagt! Der Alte sprach: „Ach, ich habe nichts dergleichen erfahren, ich kann dir also nicht rathen." Sehr betrübt ging er also von ihm, kam zu einem

Andern, und klagte diesem sein Anliegen. „Das war ja recht gut, was du gehört hast," sprach dieser; „darum gehe gleich wieder hin, bitte ihn um Verzeihung und begehre die Ursache seiner Antwort." Er ging hin und sagte: „Verzeihe mir, Vater! daß ich so unbescheiden von dir ging, ich bitte, sage mir: warum du nicht versucht worden bist?" Der Alte sprach: „So lange ich in der Einöde bin, bin ich keinen Tag von Brod und Wasser oder Schlaf satt geworden. Dieser Abbruch hat mich von Versuchungen, von bösen Gedanken und Begierden befreit, worüber du klagest."
(Seifert S. 51.)

99. Mittel gegen Versuchungen, oder: das wunderbare Kraut.

Von zwei Geistlichen, die sich an einem königlichen Hofe aufhielten, und ihrer Ehrbarkeit wegen sehr geachtet wurden, wurde einer vom Könige selbst gefragt: „Ob es wahr sei, daß sie ein Kraut bei sich hätten, welches die Kraft habe, bösen Begierden zu wehren?" Der Geistliche versicherte, daß dem Könige die Wahrheit berichtet worden sei. Auf die Frage: „Wie denn dieses Kraut heiße?" antwortete der Geistliche: „Das Kraut, so die Kraft habe, die unreinen Gedanken und Begierden zu vertreiben, werde Gottesfurcht genannt, und sei ebenso wirksam, als wie der Rauch von der Fischleber, welche Tobias auf die Kohlen gelegt." (Seifert S. 52) Wer Gott fürchtet, der kann in der Stunde der Versuchung nicht zu Grunde gehen.

100. Mittel gegen die Versuchung, oder: der Versucher in Engelsgestalt.

Der Versucher trat, in einen Engel des Lichtes verstellt und vom heiligen Glanze umgeben, zu einem frommen Bruder. Der demüthige Bruder schlug betroffen die Augen nieder. „Ich bin der Engel Gabriel, sprach der Versucher, was blickst du zur Erde? Ich bin von Gott zu dir gesandt!" „Sieh wohl zu, sprach der Bruder, daß du nicht etwa zu einem Andern gesandt seist! denn ich bin es wahrhaftig nicht

werth, daß ein Engel zu mir gesandt werde." So sprach der Demüthige, und augenblicklich verschwand der Versucher. Wahre Demuth ist ein sicherer Schild gegen viele Versuchungen. (Blumen der Wüste.)

---

101. Mittel gegen die Versuchung, oder: die gestillte Versuchung.

Einst beklagte sich ein junger Mensch, der vor Kurzem in die Einöde gekommen war, bei einem großen Heiligen, der bei Gott viel vermochte, darüber, daß er immerwährend versucht und verleitet werde, muthlos zu werden. „Beunruhige dich nicht deßwegen," sagte ihm der Heilige, „ich will mich für dich verwenden," und versprach ihm den Sieg über seine Versuchungen. Der junge Mensch kam aber wieder und klagte, er habe keine Hilfe erhalten. Da nun Alles unnütz war, bat der heilige Greis Gott, er wolle ihn über seinen Zustand erleuchten, und wirklich ließ ihn Gott diesen jungen Einsiedler in seiner Zelle sehen, wie er mit kreuzweise übereinandergelegten Händen einen Theil des Tages schlief, und ein müßiges Leben führte; er läßt ihn zu sich rufen, und erzählte ihm, was er über seine Trägheit vernommen habe; der junge Mensch gesteht es, bessert sich, verlegt sich auf die Arbeit, und hatte bald keine Versuchung mehr. So will Gott, daß wir thun, um den Versuchungen zu widerstehen, nämlich viel arbeiten, frühe aufstehen, wenig schlafen, den Leib abtödten; denn der unreine Teufel wird nur durch das Fasten und Gebet ausgetrieben.

(Rosweid im Leben der Väter.)

---

102. Ist Armuth ein Uebel? oder: die Engel auf dem Dache.

Armuth ist kein Uebel; denn sie führt weit leichter zum Himmel, als der Reichthum. Diese Wahrheit finden wir durch eine Begebenheit, die uns in dem Leben des heiligen Antonius, Erzbischofes zu Florenz, erzählt wird. Einst, da dieser heilige Diener Gottes durch die Straßen von Florenz ging, und die Augen erhob, sah er, wie auf dem Dache

eines armen Hauses Engel sich aufhielten. Voll der Verwunderung über dieß Gesicht, trat er in die Hütte ein, zu sehen, wer darin wohnte, und er fand daselbst eine arme Wittwe, die mit ihren drei Töchtern vollauf beschäftiget war, die ihre ganze Aufmerksamkeit auf die Arbeit richteten, womit sie ihr Brod verdienten, und in ihrer äußersten Armuth sich forthalfen. Da nun der gute Erzbischof, dessen ganzes Herz voll der Nächstenliebe und Barmherzigkeit war, erkannte, daß diese ganz kleine Familie so tugendhaft und ehrbar als arm war, beschloß er, aus so großem Elende sie aufzurichten, und ließ der Wittwe so viel verabreichen, als ihr gegnügen konnte, mit ihren Töchtern bequem auszukommen. Nach einiger Zeit ergab es sich, daß der Heilige abermals durch die nämliche Straße ging und an demselben Hause vorbei kam. Da er jedoch seinen Blick aufhob, sah er, daß auf dem Dache desselben nicht wie früher Engel, sondern böse Geister standen. Ueber diesen Anblick erschrocken, erkundigte er sich über das Betragen dieser Frauenzimmer, und erfuhr, daß sie die milden Gaben mißbrauchten, die er ihnen spendete, und nicht mehr mit einer solchen Emsigkeit wie zuvor arbeiteten, sondern der Eitelkeit sich ergaben; sich schmückten, und weltlichen Freuden nachstrebten; weßwegen er sie ernstlich zurechtwies und zu ihren früheren Sitten sie ermahnte; wiewohl er ihnen das Almosen nicht entziehen wollte. Dennoch war er späterhin nothgedrungen, dasselbe zu beschränken und zu mäßigen, damit nicht, was er ihnen zur zeitlichen Unterstützung verabreichen ließ, zum geistlichen Schaden ihrer Seelen gereichte.

(Menochius).

---

103. Ist der Tod ein Uebel? oder: die Heiterkeit im Tode.

Ein frommer Greis lag auf seinem Sterbebette. Er schien zu schlafen. In trauriger Stille standen seine Jünger um ihn. Da lächelte er dreimal wie im Traume, und öffnete dann wieder heiter und fröhlich die Augen. Seine Jünger fragten ihn um die Ursache seines dreimaligen Lächelns. „Das erste Mal, sagte er, gingen alle Freuden, alle Reichthümer, alle Pracht und Herrlichkeit der Welt vor mir vor-

über, und ich mußte lächeln, daß die Menschen um dergleichen Dinge, die wie bunte Seifenblasen vergehen, sich so viele Mühe geben mögen." „Das zweite Mal gingen alle Leiden meines Lebens vor mir vorüber, und ich freute mich, daß sie nun für mich ihre Dornen vorloren haben, und daß die Zeit da ist, wo sie mir Rosen bringen werden." „Das dritte Mal erschien mir als ein freundlicher Engel des Himmels — der Tod, und ich mußte lächeln, daß die Menschen diesen ihren größten Wohlthäter, der sie von allen Leiden befreien und in die Wohnungen des Friedens und der ewigen Freude einführen will, fürchten und scheuen können." Freudig schloß er die Augen zu und verschied.

104. Leiden und Trübsal sind kein Uebel.

Durch Leiden und Krankheiten hat Gott der Herr schon gar Viele auf den Weg zur Tugend und zum Himmel hingeführt. „Gerade die Krankheit des Körpers soll, wie der heilige Isidor (Lib. 3 de sum. bon.) sagt, Gesundheit der Seele bringen, die Verwundung des Fleisches soll den Geist lenken. Die Ermattung des Leibes soll die Stärke der Leidenschaft brechen." —

Ein gar anziehendes Beispiel hiefür erzählt uns der heilige Hieronymus (Epist. 19 ad Marcellam) aus dem Leben einer gewissen Wittwe mit Namen Blasilla. „Schauen wir sie an," schreibt dieser heilige Lehrer, „schauen wir sie an unsere Blasilla; sie stand den ganzen Tag über vor dem Spiegel, kräuselte dort ihr Haar, und that, was weibliche Verschönerungskunst thut; der Herr hat sie aber auf dreißig Tage mit heißem Fieber heimgesucht, sie in den Feuerofen der Leiden geworfen, — nun steht sie vor dem Spiegel der Seele — vor Christus, — und betet; sie die zuvor der Welt gehörte, ist nun ganz fremd den Gelüsten des Lebens; früh morgens steht sie auf, und eilt zum Gebete; sie, die früher Andern zum Anstoße war, ruft zum Lobe Gottes zusammen; auf der bloßen Erde kniet sie, die früher so eitel gewesen, und fürchtet nicht mehr, sich zu beschmutzen; die früher keine Zeit fand, nach oben zu blicken, hat nun durch die Krankheit ihre Lust, ihre größte Lust, bei Jesus Christus!" Siehe da, Leiden kleidet die Seele mit herrlichem Rosen-

gewande, Leiden trägt zum Himmel empor, Leiden vereinigt mit Christus! Werden wir also die Leiden, die Krankheiten schlechtweg Uebel nennen, und so ganz unbedingt bitten um Erlösung von diesem Uebel? Wie hätten wir dann in der dritten Bitte sagen können: „Dein Wille geschehe an uns?"

(Anibas.)

---

105. Die Sünde ist das einzige Uebel, oder: der heilige Martinus.

Es gibt kein Uebel auf der ganzen weiten Erde, außer die Sünde. Diese Wahrheit drückte in kräftiger Sprache St. Martinus aus, als er auf der Straße nach Panonien von einer Räuberhorde angefallen wurde. Als sie ihre Schwerter gegen den Jüngling zückten, um ihn zu ermorden, da erwartete der heilige Jüngling unerschrocken und heitern Blickes den Tod. Ein Räuber rief ihm zu: „Wie, fürchtest du den Tod nicht?" „Nein," — rief der heilige Jüngling, „ich fürchte Nichts, als Eines nur, — die Sünde!" —

(Dreer: die hl. fünf Wunden S. 45.)

Von der heil. Jungfrau Maria, und der Macht ihrer Fürbitte.

Erklärung des englischen Grußes.

106. Maria, die Siegesspenderin, oder: Der Sieg über die Perser.

Chosrou, jener persische Despot, vor dessen Waffengewalt Konstantinopel so oft erzitterte, hatte an Kaiser Heraklius († 641) einen überlegenen Gegner gefunden. In vier auf einander folgenden Feldzügen geschlagen, bot Chosrou alle Kräfte auf, um in einem fünften die erlittene Schmach zu rächen. Ohne Unterschied des Standes mußten Alle, Freie wie Sklaven, Vornehme und Niedrige, Eingeborne und Fremde, die Waffen ergreifen; ganz Persien sollte sich er-

heben, um Heraklius, den gefürchteten Helden, zu vernichten. Noch war der Winter nicht völlig vorüber, und schon standen drei furchtbare Heere auf der Grenze zum Abmarsch bereit: das eine, bei weitem das zahlreichste, in welchem die Blüthe der Nation sich befand, welchem Chosrou überdieß die 40,000 Mann starke sogenannte goldene Schaar der Perser zugetheilt hatte, sollte unter Saes Oberbefehl unmittelbar auf den Kaiser selbst losgehen; das zweite, von Sarbar geführt, hatte den Befehl, gerade nach Konstantinopel zu marschiren; das dritte endlich, von Sarablagas befehligt, sollte an dem Euphrat stehen bleiben, um im widrigsten Falle Persiens Grenzen gegen jeden eindringenden Feind zu vertheidigen.

Heraklius, bei Zeiten von dem Plane der Perser benachrichtigt, theilte ebenfalls sein Heer in drei Kolonnen. Die eine, bestehend aus 12,000 Mann schwergepanzerten Fußvolkes, sandte er eiligst nach Konstantinopel, um die Besatzung der Stadt zu verstärken; die andere, welche höchstens 30,000 Streiter zählte, übergab er seinem Bruder Theodor, um damit dem Saes entgegenzurücken; er selbst zog mit ungefähr 20,000 Mann nordwärts, um in dem Lande der Bundesgenossen sein kleines Heer zu verstärken und dann durch Großarmenien wieder in Persien einzudringen.

Schon in Kleinarmenien stieß des Kaisers Bruder Theodor gegen Ende März auf das persische Heer. Eine Schlacht war unvermeidlich. Die Römer, an Zahl ungleich schwächer als die Perser suchten sich auf den Höhen zu behaupten. Es war gerade um die Zeit, da die Kirche das Andenken jenes ewig merkwürdigen Tages feiert, an welchem der Tochter Davids die glorreichste Botschaft ward, die jemals einer Sterblichen werden konnte: das Andenken an Mariä Verkündigung. Zu ihr, der erhabenen Mutter des Erlösers, flehten also Theodor und sein ganzes Heer um Schutz und Schirm. Dies geschah am Vorabend der Schlacht. Mit Anbruch des Tages stellten sich beide Heere in Schlachtordnung. Aber ein unerwartetes Naturereigniß verbreitete Schrecken und Verwirrung im feindlichen Heere, ein furchtbares, verderbenschwangeres Ungewitter hatte sich über den Zelten der Perser aufgethürmt. Plötzlich zerrissen die Wolken, und ein schrecklicher, bei Menschengedenken noch nicht erlebter Hagel, gemischt mit zuckenden Blitzen und rollendem

Donner, und von einem in Strömen sich ergießenden Regen begleitet, fiel auf die Feinde herab, viele derselben wurden verwundet, nicht wenige sogar getödtet. Mit Mühe und nicht ohne große Unordnung suchten die Perser ihre Schlachtlinien zu bilden; aber unablässig tobten die entfesselten Elemente über ihren Häuptern fort, während ein die Römer begünstigender Sturmwind Regen und Hagel von ihnen abhielt. Von einer ihrer vorzüglichsten Waffen, vom Bogen nämlich, konnten die Perser der Nässe wegen gar keinen Gebrauch machen, während die von sicherer Hand abgeschnellten Pfeile der Römer ganze feindliche Reihen zu Boden streckten. Da wurden die Perser inne, daß selbst die Kräfte des Himmels gegen sie kämpften, und das brach ihren Muth. Aber desto höher stieg die Zuversicht bei den Römern; des sichtbaren Beistandes von oben versichert, kannten sie keine Gefahr; unter wildem Siegesgeschrei stürzten nun alle auf die Feinde herab; mit dem Anfang der Schlacht begann auch schon eine vollständige blutige Niederlage der Perser. Ganze Schaaren warfen die Waffen hinweg, und ergaben sich zu Gefangenen; der Kern des Heeres fiel unter dem Schwert der Römer; kurz, Saes war so gut wie vernichtet, während die Römer nur wenige Todte und Verwundete zählten. Mit einer frommen Thräne im Auge streckten die Siegreichen ihre Arme zum Himmel, um Diejenige zu loben und zu preisen, unter deren Schutz sie gekämpft und gesiegt hatten; die Ehre dieses Tages, glaubten sie, gebühre der barmherzigen Mutter der Christenheit. (Dr. Herbst's Exempelbuch.)

---

107. Maria die Siegesspenderin, oder: Sieg über den Kaiser von Marokko.

Die abscheuliche Sekte der Albigenser hatte den Kaiser Miramolinus von Marokko nach Spanien gerufen, und dieser rückte mit einer so zahlreichen Armee heran, daß er sich versprach, ganz Europa zu unterjochen, und dem Papste Innocenz III. drohte, die Kirche des heiligen Petrus in einen Pferdestall zu verwandeln. Als Alphons, der König, sich genöthigt sah, eine Schlacht anzunehmen, nahm er zuvor seine Zuflucht zur heiligen Jungfrau und befahl ihr sich selbst und seine Staaten. Sein Heer mußte ein Gleiches

thun und er ließ zum Beweise seines Vertrauens ihr Bildniß auf einer Standarte vorantragen. Die Schlacht begann, die Sarazenen griffen mit heftigem Ungestüme an, umzingelten bald durch ihre ungeheure Ueberzahl das kleine spanische Heer, und brachten selbst sein Centrum zum Weichen. Da übrigte kein menschliches Mittel mehr, eine gänzliche Niederlage und die Verheerung von ganz Spanien schien unausweichlich zu sein. In dieser äußersten Noth flehte er abermals den Beistand der Gottesmutter an, und entschloß sich, mit einem kleinen Reitergeschwader den letzten Angriff zu wagen. Er ließ die Standarte der heiligen Jungfrau vor sich treten, und warf sich mitten unter das feindliche Kriegsheer. Und welch' ein Erfolg! Die Sarazenen, des Sieges schon gewiß, fiengen an zu weichen, ihre Regimenter geriethen in Unordnung und wurden zur Flucht genöthigt. Bei 60,000 blieben auf dem Schlachtfelde, mit den übrigen flüchtete sich Miramolinus auf seine Schiffe und fuhr nach Sizilien, wo er vor Unmuth starb. Seine Standarte wurde von dem Könige Alphons dem Papste Innocenz überschickt, der sie in der Kirche des heiligen Petrus aufstecken ließ.

---

108. Maria, die Siegesspenderin, oder: Die Seeschlacht bei Lepanto.

Im Jahre 1571 kam es zwischen den Christen unter der Anführung des Prinzen Don Juan von Oesterreich, und den Türken unter Anführung des Hali bei Lepanto zu einer Seeschlacht. Der Papst Pius V. betete seit dem Auslaufen der christlichen Flotte inbrünstig zu Gott, und bat insbesondere auch Maria um ihre mächtige Fürsprache, damit Gott den Christen den Sieg über die Feinde des christlichen Namens verleihen möge. Er befahl auch allen Klöstern, dasselbe zu thun, und die ganze Christenheit folgte ihrem Beispiele. Am ersten Sonntage im Oktober stießen beide Flotten in der Mittagsstunde auf einander. Bald bemerkten die Christen deutliche Zeichen des himmlischen Beistandes. Der bisher der Christenheit so ungünstige Wind legte sich, ein gelindes Lüftchen erhob sich und trug den Rauch des christlichen Geschützes gegen die Türken; die Sonne hörte auf, die Christen mit ihren Strahlen zu blenden, und warf dieselben

jetzt den Türken in die Augen. Man kämpfte vier Stunden. So weit nur das Auge reichte, sah man die Fläche des Meeres mit Blut, Leichen, Waffen, Segeln, Rudern und andern Trümmern bedeckt. Von Seite der Feinde waren bei 25 bis 30,000 Mann getödtet, 130 Schiffe wurden erobert, die übrigen waren theils an den Klippen zerschellt, theils in den Grund gebohrt, theils von den Flammen verzehrt; nur wenigen gelang es, zu entfliehen. Auf den Schiffen, die in die Hände der Christen fielen, fand man 15,000 gefangene Christen, deren schmähliche Ketten jetzt gebrochen wurden. — Der Papst veranstaltete öffentliche Dankgebete und verordnete zum ewigen Andenken das Fest der siegreichen Mutter Gottes (Mariae de Victoria), deren mächtigem Schutze er diesen Sieg zuschrieb, und ließ in der lauretanischen Litanei die Worte einschalten: „Du Hilfe der Christen, bitt für uns!" Sein Nachfolger Papst Gregor XIII. befahl, den ersten Sonntag im Oktober, an welchem dieser Sieg gewonnen worden, das Rosenkranzfest zu feiern.

---

109. Maria, die Siegesspenderin, oder: Die Entsetzung Wiens.

Im Jahre 1683 drangen die Türken, welche ganz Deutschland unterjochen wollten, über Ungarn bis Wien vor, und belagerten diese Stadt mit 200,000 Mann. Als der Papst Innocenz XI. von dieser Bedrängniß Nachricht erhielt, schrieb er ein allgemeines Jubiläum aus, und ertheilte vollkommenen Ablaß Allen, die den Kaiser Leopold durch ihr Gebet, Geld, Waffen und Mannschaft unterstützen würden. Er ermahnte die Christen, Buße zu thun und ihre Zuflucht zur seligsten Jungfrau zu nehmen; denn es stand zu befürchten, daß, wenn Wien fiele, das ganze Reich mit Feuer und Schwert verwüstet werden würde. 60 Tage dauerte die Belagerung, und es schien unmöglich, sich länger zu halten. Aber wo die Noth am größten ist, da ist die Hilfe am nächsten.

Sobiesky, König von Polen, kam in Eilmärschen dem Kaiser zu Hilfe und vereinigte seine Truppen mit denen Karls Herzogs von Lothringen, welcher Generalissimus der kaiserlichen Armee war. Die Türken waren aber dem vereinigten christlichen Heere weit überlegen; allein die christ-

lichen Soldaten, welche sich unter den Schutz der bei ihrem Sohne Alles vermögenden Gottesgebärerin begeben hatten, vertrauten auf den himmlischen Beistand, und stürzten mit den Worten: „Jesus und Maria!“ muthig auf die Feinde. Ein panischer Schrecken überfiel die Türken, sie leisteten nur schwachen Widerstand und ergriffen die Flucht. Die Christen erbeuteten das ganze feindliche Lager, alle Kanonen, die ganze Munition und viele Schätze. Papst Innocenz XI. befahl nun zum ewigen Andenken an den mächtigen Schutz Maria's das Fest ihres Namens am Sonntage nach dem Feste ihrer Geburt zu feiern.

110. Maria unsere Hilfe und Stärke in allen Anfechtungen.

Welch' mächtige Hilfe Maria uns in allen Versuchungen und Anfechtungen, denen wir in diesem Leibesleben ausgesetzt sind, gewährt, wenn wir zu ihr unsere Zuflucht nehmen, zeigt die Geschichte der heil. Jungfrau Justina, welche der große Kirchenlehrer Gregorius von Nazianz in seiner Rede auf den heiligen Cyprianus erzählt.

Sie war aus Antiochia gebürtig von adeligen und reichen Eltern, und mit einer ausnehmenden Schönheit begabt; noch vollkommener aber war ihre Seele mit Tugenden, besonders mit jener der Keuschheit, die sie ihr Leben lang zu beobachten entschlossen war, geschmückt. Sie hatte sich innigst mit Jesu Christo als eine treue Braut verbunden, und wie Gregorius sagt, alle Anmuthungen ihres Herzens, das einem geschlossenen und unzugänglichen Garten glich, Ihm geopfert. Zu eben dieser Zeit befand sich zu Antiochia ein junger Mensch, mit Namen Cyprian, der sich aus einem verdammlichen Vorwitze nach erlernten Wissenschaften auf die Zauberei verlegte. Da er nun eines Tages die keusche Jungfrau erblickte, befiel ihn eine heftige Leidenschaft gegen dieselbe, welche täglich mehr entbrannte, und bis dahin ausartete, daß, nachdem er alle andere Kunstgriffe, ihre Standhaftigkeit zu erschüttern, vergebens angewandt hatte, er sich endlich entschloß, durch die Zauberkunst und die Tücke des höllischen Verführers das zu erzwingen, was er durch kein anderes Mittel erreichen konnte. Es gelang ihm so viel, daß die

keusche Jungfrau von den heftigsten Anfechtungen befallen wurde, die ihr allen Widerstand unmöglich zu machen schienen. In dieser äußersten Gefahr hob sie ihre Augen gen Himmel, erinnerte sich derjenigen, die eine Königin der Jungfrauen genannt wird, und rief ihren Schutz und Beistand an. Sie ward erhört; der Geist der Unlauterkeit, der ihre unschuldige Seele bestürmte, mußte weichen, und der Schatz ihrer Jungfräulichkeit blieb ihr gesichert. Ueberdies erlangte die Mutter der Barmherzigkeit jenem Elenden, der Justina ins Verderben zu stürzen suchte, die Gnade der Bekehrung; denn er erkannte das Unvermögen der höllischen Geister, die durch ein christliches Mädchen überwunden wurden, schwur der verdammlichen Gemeinschaft ab, nahm den Glauben Jesu Christi an, und wirkte der göttlichen Gnade so getreu mit, daß er nach Empfang der Taufe dem Beispiele der heiligen Justina in dem Marterkampfe folgte, und den Triumph dieser christlichen Jungfrau durch jene Krone verschönerte, die sie ihm durch Vermittlung der Gottesmutter erfleht hatte.

(Dr. Herbst's Exempelbuch.)

---

111. Maria, die Zuflucht der Sünder, oder: Bekehrung zweier Gewohnheitssünder.

Folgende Geschichte, welche der Pater Paul Segneri in dem Buche: „der wohlunterrichtete Christ" (P. III. 34), erzählt, ist allgemein berühmt geworden. Ein Jüngling, der mit vielen Sünden gegen die heilige Reinigkeit und mit bösen Gewohnheiten beladen war, ging in Rom beim Pater Nikolaus Zucchi beichten. Der Beichtvater empfieng ihn freundlich, hatte großes Mitleid mit seinem traurigen Zustande und sagte ihm, daß die Andacht zur Mutter Gottes ihn allein von diesem gräßlichen Laster befreien könne; darauf befahl er ihm, zur Buße bis zu seiner nächsten Beichte jeden Morgen und Abend beim Aufstehen und vor dem Schlafengehen ein Ave Maria zur Mutter Gottes zu beten, ihr seine Augen, seine Hände und seinen ganzen Leib aufzuopfern, sie zu bitten, denselben als ihr Eigenthum zu behüten, und hierauf dreimal den Boden zu küssen. Der Jüngling verrichtete diese Bußen, ohne daß er sich Anfangs viel gebessert hätte. Sein Beichtvater empfahl ihm indeß, dies Gebet nie zu unterlassen und ermunterte ihn zu einem großen Vertrauen

auf den mächtigen Beistand Maria's. Der Jüngling verließ hierauf mit einigen seiner Gefährten Rom und reiste mehrere Jahre in der Welt herum. Als er endlich zurückgekommen war, da suchte er wieder seinen Beichtvater auf, welcher ihn zu seiner großen Freude und nicht geringen Verwunderung ganz verändert und von seinen frühern Lastern gänzlich befreit fand. „Sage mir, mein lieber Sohn," fragte ihn der Beichtvater, „wie hast du eine so glückliche Umänderung deiner Sitten erlangt?" „Die allerseligste Jungfrau," antwortete der Jüngling, „hat mir, um der kleinen Andacht willen, die Sie mich gelehrt haben, diese so große Gnade erhalten." Doch das war noch nicht Alles; als nämlich der Beichtvater diese Geschichte auf der Kanzel erzählte, da hörte es ein Hauptmann, der seit vielen Jahren einen gottlosen Umgang mit einer andern Frau führte; dieser nahm sich auch vor, dieselbe Andachtsübung zu verrichten, um die Kette zu zerreißen, die ihn in der Knechtschaft des Teufels gefangen hielt. (Diesen guten Willen müssen nothwendiger Weise alle Sünder haben, wenn sie wollen, daß Maria ihnen helfe.) Wirklich entsagte auch der Hauptmann seiner sündhaften Gewohnheit und änderte sein Leben.

Aber sechs Monate nach seiner Bekehrung beging derselbe, weil er ein zu großes Vertrauen auf seine eigenen Kräfte gesetzt hatte, die Unklugheit, jene Frau, mit der er früher gelebt hatte, aufzusuchen, um zu sehen, ob auch sie ihr Leben geändert habe. Als er sich nun der Thüre jenes Hauses näherte, in welchem er in offenbarer Gefahr war, in die alte Sünde zurückzufallen, da fühlte er sich von einer unsichtbaren Macht zurückgestoßen und sah sich mit einem Male so weit von jenem Hause entfernt, als die Straße lang war, worauf er sich wieder vor seiner eigenen Hausthüre befand; er erkannte hieraus deutlich, daß Maria ihn selbst auf diese Weise aus der Gefahr errettet habe. Aus dieser Erzählung kann man erkennen, wie besorgt Maria ist, uns nicht nur aus der Sünde herauszureißen, sondern uns auch vor der Gefahr, von Neuem in dieselbe zu fallen, zu bewahren.

---

112. Maria, die Zuflucht der Sünder, oder: Bekehrung Unbußfertiger.

„In einem der Häuser, welche unsere kleine Versammlung," — so erzählt ein Ligorianer, — „im Königreiche Neapel besitzt, kam eines Tages eine Frau zu einem unserer Priester und klagte ihm, daß ihr Mann schon seit mehreren Jahren nicht gebeichtet habe, und daß sie nicht wisse, wie sie es anfangen solle, ihn dazu zu bewegen, weil jedesmal, wenn sie nur vom Beichten rede, er ihr mit Stockschlägen zu antworten pflege. Der Priester gab der Frau den Rath, sie solle ihrem Manne ein Bild von der unbefleckten Empfängniß Maria's geben. Am selben Abend bat die Frau von Neuem ihren Mann, er möchte doch beichten, da er aber, wie gewöhnlich, taub gegen ihre Ermahnungen blieb, so gab sie ihm eines von den Bildern. Kaum hatte der Mann das Bildchen empfangen, so sprach er zu seiner Frau: „Wann willst du, daß ich beichten soll? siehe, ich bin dazu bereit." Als die Frau diese plötzliche Veränderung sah, da fing sie vor Freuden an zu weinen. Am andern Morgen kam der Mann wirklich in unsere Kirche; der Priester fragte ihn, seit wie lange er nicht mehr gebeichtet habe. „Seit 28 Jahren," erwiderte er. „Was hat Euch aber bewogen, gerade heute Morgen zu kommen?" fuhr der Priester fort. „Ich war in der Sünde verhärtet," antwortete der Mann, „aber gestern Abend gab mir meine Frau ein Bildchen von der Mutter Gottes, da spürte ich mit einem Male, daß mein Herz ganz verwandelt ward, es schien mir auch diese Nacht, als ob jeder Augenblick tausend Jahre dauere, so gerne hätte ich gesehen, daß es Tag werde, damit ich beichten könnte." Hierauf beichtete der Mann mit großer Zerknirschung, änderte sein Leben und hat fortgefahren, bei demselben Priester zu beichten."

„An einem andern Orte, in dem Bisthum Salerno, befand sich, als wir gerade daselbst eine Mission hielten, ein Mann, der in Feindschaft mit einem Andern lebte, welcher ihn beleidigt hatte. Einer unserer Priester ermahnte ihn, seinem Feinde zu vergeben, worauf ihm dieser antwortete: „Haben Sie mich nie bei der Predigt gesehen, mein Pater?" „Nein." „Sehen Sie, gerade deßwegen bin ich nicht gekommen; denn ich sehe ein, daß ich verloren bin;

aber es möge geschehen, was da wolle, ich will mich rächen." Der Priester gab sich viele Mühe, um ihn auf bessere Gesinnungen zu bringen; da er aber erkannte, daß er nur seine Zeit verliere, so sprach er zu dem armen Manne: „Nehmen Sie wenigstens dies Bildchen von der Mutter Gottes." „Aber wozu soll mir das dienen?" fragte der Sünder. Indeß nahm er doch das Bild und rief plötzlich aus, als ob er sich nie geweigert hätte zu verzeihen: „Mein Vater! ich wünsche, meinem Feinde zu verzeihen; sehen Sie, ich bin zu Allem bereit." Er bereitete sich wirklich für den andern Morgen dazu vor. Aber am andern Morgen hatte er schon wieder seine Meinung geändert und wollte sich zu nichts verstehen. Derselbe Priester gab ihm von Neuem eines von den Bildchen, aber er wollte es nicht annehmen; endlich entschloß er sich wider Willen dazu; aber kaum hatte er das Bildchen in Händen, so rief er aus: „Eilen wir, eilen wir! Wo ist mein Feind?" Sogleich vergab er demselben und beichtete hierauf.

„Ein anderes Mal kam auf einer unserer Missionen nach der Predigt über die Mutter Gottes, welche wir gewöhnlich zu halten pflegen, zu einem unserer Priester ein sehr alter Mann, um zu beichten und rief ganz getröstet aus: „O mein Vater, die Mutter Gottes hat mir eine große Gnade erlangt!" „Welche Gnade denn?" fragte der Beichtvater. „O mein Vater," antwortete der Greis, „seit 35 Jahren habe ich immer gottesräuberische Beichten abgelegt, weil ich mich schämte, eine Sünde zu bekennen; dabei bin ich häufig in großen Gefahren gewesen und mehrmals war ich schon auf dem Punkte zu sterben; ach, wenn ich damals gestorben wäre, so wäre ich gewiß verdammt worden; da hat mir endlich die Mutter Gottes die Gnade erlangt, daß mein Herz gerührt worden ist." Er sagte das unter so vielen Thränen, daß es rührend anzusehen war. Nachdem der Vater seine Beicht angehört, fragte er ihn, welche Andachtsübung er denn noch verrichtet habe. Da erzählte der alte Mann, er habe es nie unterlassen, sich des Samstags zu Ehren der Mutter Gottes von Milchspeisen zu enthalten, weshalb denn auch Maria Mitleid mit ihm getragen habe. Hierauf gab das Beichtkind dem Pater die Erlaubniß, die große Gnade, die ihm widerfahren war, überall bekannt zu machen."

Der nämliche Missionär erzählt folgenden Fall:

„In Deutschland wurde einmal ein Verbrecher zum Tode verurtheilt, welcher in seiner Unbußfertigkeit durchaus nicht beichten wollte. Ein Jesuit that sein Möglichstes, um ihn zu Gott zu bekehren. Er bat ihn, er weinte über ihn, er warf sich sogar vor ihm auf die Kniee nieder; da er aber erkannte, daß er nur seine Zeit mit ihm verliere, so sprach er endlich zu dem Verbrecher: „So wollen wir wenigstens ein Ave Maria zusammen beten." Kaum hatte der Verurtheilte das gethan, so fing er an bitterlich zu weinen, beichtete mit großer Zerknirschung, und wollte mit einem Bilde der seligsten Jungfrau in der Hand sterben."

(Dr. Herbst's Exempelbuch III.)

113. Maria, das Heil der Kranken.

Um sich zu überzeugen, daß Maria den Kranken die Wirkungen ihrer Liebe angedeihen lasse, wenn sie mit kindlichem Zutrauen ihre Zuflucht zu ihr nehmen, darf man nur auf die vielen Opfertafeln und andere Beweise der Erkenntlichkeit, die in den Kirchen und Kapellen aufbewahrt werden, die Augen wenden. Wir begnügen uns daher, ein einziges Wunder hier anzuführen, welches der ehrwürdige Ludwig von Granada als Augenzeuge erzählt. (de symb. fid. part. II. sect. 10.)

Zu Lissabon in Portugal war ein junges adeliges Frauenzimmer, das im vierzehnten Jahre ihres Alters von einer heftigen und sehr schmerzlichen Krankheit befallen wurde. Die Aerzte hatten sie bereits aufgegeben, und man hielt ihren Tod für so gewiß, daß man schon das Tuch bereitete, um den entseelten Leichnahm einzuwickeln. In den Gesichtern der Hausgenossen las man nichts denn Betrübniß; besonders aber war die Säugamme, welche sie von ihrer Kindheit an zärtlich liebte, außerordentlich bestürzt. Vom Himmel Hilfe zu erlangen, lief sie in die nächste Kirche, welche der Gottesmutter geweiht war, warf sich da vor ihrem Bildniß nieder und bat mit heißen Thränen, daß der Sterbenden das Leben erhalten werden möchte. Maria erhörte das Gebet der Säugamme, und das Fräulein ward zur nämlichen Stunde von der Todesgefahr befreit; blieb jedoch mit einer Lähmung am

halben Leibe und dem beständigen Zucken an einem Arme behaftet. Die Aerzte wandten alle Mittel an, dieses Ueberbleibsel der Krankheit zu heben; doch vermochten sie es nicht. Endlich erinnerte sich die Kranke, daß sie ja durch die Fürbitte Maria's dem Tode entgangen sei, und faßte den Entschluß, abermals bei ihr Hilfe zu suchen. Demnach ließ sie sich in eine der heiligsten Jungfrau geweihte Klosterkirche tragen, welche auf ihrem Landgute, nahe bei Lissabon lag, und wohin ein großer Zulauf des Volkes war. Als sie da ihr Gebet verrichtete, hörte sie rückwärts ein altes Mütterchen, welches Maria mit vielen Seufzern um das Leben ihres Sohnes anflehte. Von der Andacht dieser armen Mutter ganz gerührt, sagte sie zu sich selbst: „Ach, wenn ich den Glauben dieses Weibes hätte, würde ich durch deine Fürbitte, o heiligste Jungfrau! von meinem Uebel ohne Zweifel genesen, erlange mir also die Gabe dieses Glaubens und die übrigen Tugenden, welche mir nothwendig sind, die Wirkungen deiner Güte fühlen zu können!" Sie sprachs, und augenblicklich war sie wie neugeboren. Ganz entzückt wußte sie sich vor Erstaunen kaum zu fassen. Sie stand auf, und fing ohne Beihilfe zu gehen an. Die sie zur Kirche getragen hatten, sahen es und riefen aus: „Wunder, o Wunder!" Das ganze Volk strömte herzu, die Geistlichen des Klosters untersuchten die Sache und erkannten das durch Maria gewirkte Wunder. Zur Danksagung wurde das: Herr Gott, Dich loben wir! feierlich abgesungen.

---

114. Maria, die Helferin der Christen.

Der Barfüßer-Karmelit und apostolische Missionär auf dem Berge Karmel, P. Friedrich, meldet in einem Schreiben aus Jerusalem vom 25. Januar 1844: „Eine lateinisch-katholische Frau von Kaipha, welche in einem Nothfalle sich des Ausdruckes bediente: Ihr Brüder, ihr Türken, kommt mir zu Hilfe! wurde von dem Oberrichter in Kaipha ergriffen, mit Gewalt nach St. Jean D' Acre (Ptolemais) geführt, um sie zur muhamedanischen Religion mit Gewalt zu zwingen; allein sie beharrte fest in ihrem Glauben und wurde so viel möglich auch von P. Elisäus, Pfarrer in Kaipha und Vicar des Karmeliten-Konvents auf dem Berge Kar-

mel, zur Ausdauer in ihrem Bekenntnisse ermuntert. Der französische Vice-Konsul war zu derselben Zeit nicht auf seinem Posten, alle Europäer bemühten sich umsonst, die Unglückliche zu befreien. — Etwa 14 Tage vor dem Scapulirfeste (1843) kam ein englisches Kriegsschiff nach Kaipha. Der Kommandant desselben wurde ersucht, sich der Verlassenen anzunehmen, der, obgleich Protestant, die Bitte freundschaftlich aufnahm, sich nach Ptolemais begab, um mit dem Pascha über die Befreiung dieser Unglücklichen zu unterhandeln und ihre Herausgabe zu erwirken. Der Pascha, durch das Ansehen dieses englischen Kommandanten eingeschüchtert, versprach nach drei Tagen ihre Freilassung; da aber das englische Kriegsschiff noch vor Ablauf dieser Zeit nach Beyrut abgegangen war, unterblieb die Erfüllung des Versprechens. Wir veranlaßten daher eine neuntägige Andacht zur Königin des Himmels und zur Zierde des Berges Karmel, um durch die Fürbitte der allerseligsten Jungfrau Maria von Gott zu erlangen, was wir durch Unterstützung von Seite der Menschen nicht erlangen konnten. Und sieh, am Vorabende des hl. Scapulirfestes lästerte eine Türkin in Gegenwart dieser Unglücklichen das heilige Kreuz; die gefangene Christin verweist es ihr und sagt: Die Schmach, welche du dem heiligen Kreuze und meinem am Kreuze schmerzvoll leidenden Heilande angethan hast, komme über dich, ich meinerseits rühme mich, in dem Kreuze Jesu Christi und werde ihm stets treu bleiben. — Auf der Stelle fing die Lästerin an, Blut zu speien und in einigen Minuten fiel sie todt zur Erde nieder. Auf dieses Ereigniß gerieth der Pascha von Ptolemais in Furcht und Schrecken mit seinem ganzen Hause; denn die plötzlich gestorbene Lästerin war seine Verwandte. Er entließ demnach die arme Christin mit dem Befehl, nie mehr eine ähnliche Verwünschung über sein Haus auszusprechen."

---

115. Maria, die Versorgerin der Armen.

Der heilige Gregor von Tours erzählt (de glor. Mart. C. I. c. 11.) nachstehendes wunderbare Ereigniß. Zu Jerusalem war ein berühmtes Kloster der Gottesmutter geweiht, dessen Bewohner durch ihren heiligen Lebenswandel, besonders aber durch ihre Gastfreundschaft und Liebeswerke die ganze Stadt

erbauten. Weil aber Gott seine getreuen Diener zu prüfen pflegt, geschah es, daß sie in eine solche Noth geriethen, daß sie einmal zwei Tage hindurch an allen Lebensmitteln, besonders an Brod Mangel litten. Der Abt versammelte die Mönche, und ermahnte sie nachdrücklich zur Geduld und zum Vertrauen, indem unmöglich einem Kloster, welches derjenigen geweiht sei, die der Welt das Brod des ewigen Lebens gegeben habe, das zeitliche Brod versagt werden könne. Seiner Anleitung zufolge brachten sie die ganze Nacht im Gebete zu, und früh Morgens fand sich in ihren Scheuern eine reichliche Menge von Getreide vor.

Im Leben des heiligen Antonius findet sich folgende Begebenheit angemerkt. Zu Florenz war ein verwittibter Edelmann, der mehrere erwachsene Töchter hatte, aber in äußerster Armuth und mit Schulden beladen war. Er wendete sich an den heiligen Antonius und klagte ihm seine Noth und Verlegenheit. Dieser rieth ihm, zur Mutter der Gnaden seine Zuflucht zu nehmen. Er folgte, und besuchte täglich ihre Kirche, Mariä Verkündigung genannt. Da flehete er für sich und seine Töchter um das tägliche Brod, besonders aber darum, daß letztere durch ihre Armuth nicht zur Sünde möchten verleitet werden. Sein Flehen war erhört; bald gab Gott dem heiligen Antonius die Mittel in die Hände, diesen Edelmann von seinem Elende zu befreien und seine Töchter zu versorgen.

---

116. Maria, die Helferin in jeder Noth.

Maria erhört unser Gebet nicht nur in wichtigen Angelegenheiten, sondern würdigt sich auch, uns bei geringen Unfällen ihre Hilfe zuzuwenden. Der ehrwürdige Ludwig von Granada erzählt in dieser Beziehung eine Geschichte, die sich zu seiner Zeit ereignete und von deren Aechtheit er sichere Beweise hatte. — Ein portugiesischer Edelmann, der sich oftmals mit Fischen unterhielt, begehrte eines Tages von seinem Diener das Netz. Dieser wollte es zuvor säubern und herrichten, zerriß es aber dabei so, daß es für den Augenblick unbrauchbar war. Sein Weib bemerkte dieß zuerst, und, da sie den heftigen Zorn ihres rohen Mannes kannte, und die üble Laune des Edelmanns fürchtete, er-

schrack darüber heftig. In der Angst nahm sie zur Mutter Gottes ihre Zuflucht und bat sie um ihren Beistand in diesem verdrießlichen Zufalle auf's inständigste. Sogleich ward das in zwei Stücke zerrissene Netz wieder ganz, und man bemerkte da, wo der Riß war, einen kleinen weißen Streif. Dies war im Beisein des Weibes und ihrer Kinder geschehen. Alles staunte über das Wunder, und da es der Edelmann vernahm, wollte er sich aus Ehrfurcht dieses Netzes nicht mehr bedienen. Der ehrwürdige Berichterstatter hatte es selbst in Händen; denn es wurde zum Andenken an die wunderbare Begebenheit mit Sorgfalt aufbewahrt.

---

117. Maria, die liebliche Jungfrau.

Im Leben der Schwester Dominika von Paradis, welches der Pater Ignaz von Niente beschrieben hat, wird erzählt, daß diese Jungfrau in einem Dorfe, das Paradis hieß und nahe bei Florenz lag, von armen Eltern geboren wurde. Von frühester Jugend an verrichtete das fromme Kind Andachtsübungen zur göttlichen Mutter, alle Tage der Woche fastete Dominika zu Ehren Maria's, worauf sie am Samstag die Speisen, die sie sich selbst entzogen hatte, den Armen austheilte; auch begab sie sich alle Samstage in den Garten ihrer Eltern, oder auf die benachbarten Felder, pflückte da so viel Blumen, als sie nur nehmen durfte, und verzierte ein Bild der Mutter Gottes, mit dem Jesukindlein im Arm, welches sich im elterlichen Hause befand. Hören wir nun, mit wie vielen Gnaden unsere dankbare Königin die Andachtsübungen, welche diese ihre treue Verehrerin ihr darbrachte, belohnt hat. Als Dominika einmal am Fenster stand (sie war damals erst zehn Jahre alt), da sah sie auf der Straße eine sehr schöne Frau, die einen kleinen Knaben bei sich hatte; beide hielten ihre Hände in die Höhe und baten um Almosen. Sogleich holte Dominika ein Stück Brod; aber plötzlich, ohne daß sich die Thüre geöffnet hatte, standen Mutter und Kind neben ihr. Da bemerkte das kleine Mädchen, daß der Knabe die Hände, die Füße und die Brust verwundet hatte. Sie fragte die schöne Frau, wer wohl das kleine Kind verletzt habe? „Die Liebe," antwortete die Mutter. Dominika, die von der Schönheit und Bescheiden-

heit des kleinen Knaben ganz entzückt war, fragte Ihn, ob Ihm Seine Wunden nicht wehe thäten. Das Kind antwortete nur mit einem freundlichen Lächeln. Als Beide hierauf ganz nahe zu dem Bild der Mutter Gottes mit dem Kinde getreten waren, da sprach die schöne Frau zu der kleinen Dominika: „Sage mir, meine Tochter, warum hast du dieß Bild mit Blumen verziert?“ Dominika antwortete, daß die Liebe zu Jesus und Maria sie dazu bewogen habe. „Wie sehr liebst du sie denn?“ fragte die Frau. „So viel ich nur kann,“ antwortete das kleine Mädchen. „Aber wie viel kannst du sie denn lieben?“ „So viel als sie mir helfen.“ — Da sprach die Frau: „Fahre fort, liebes Kind, Jesus und Maria recht lieb zu haben, und glaube mir, sie werden es dir im Himmel einmal vergelten.“

Als das kleine Mädchen hierauf bemerkte, daß ein ganz himmlischer Wohlgeruch aus den Wunden des Knaben hervorkam, da fragte es Seine Mutter, mit welcher Salbe sie ihn denn einreibe, und ob sie ihr nicht auch diese Salbe verschaffen könne. „Durch Glauben und gute Werke,“ antwortete die Mutter des Kindes, „verschafft man sich diese Salbe.“ Hierauf bot Dominika den Beiden ein Stück Brod an. „Die Speise meines kleinen Sohnes,“ sprach die schöne Frau, „ist die Liebe; sage Ihm: mein Jesus ich liebe dich, so wirst du Ihm die größte Freude machen.“ Als der Knabe diesen lieblichen Namen Jesus hörte, da wurde er ganz freudig und fragte das kleine Mädchen, wie sehr es denn Jesus liebe. „Ich liebe Ihn so sehr,“ antwortete Dominika, „daß ich Tag und Nacht immer an Ihn denke und nichts Anderes suche, als Ihm zu gefallen so gut ich nur kann.“ „Fahre fort, Ihn zu lieben,“ antwortete der Knabe, „und dann wird die Liebe dich noch mehr lehren, was du zu thun hast, um Ihm wohlzugefallen.“ Als nun der gute Geruch, der aus den Wunden kam, immer stärker wurde, da rief Dominika aus: „O mein Gott, dieser Wohlgeruch macht, daß ich vor Liebe beinahe sterbe. Wenn der Wohlgeruch eines Knaben so lieblich ist, o wie wohlriechend wird es erst im Paradiese sein!“ Aber siehe, plötzlich war Alles verändert; die Mutter des Knaben erschien mit einemmale prächtig wie eine Königin gekleidet und mit Licht umgeben; der Knabe selbst glänzte wie die herrlichste Sonne und er nahm die Blumen und streute sie über den Kopf der kleinen

Dominika aus, welche, weil sie erkannt hatte, daß Jesus und Maria ihr erschienen seien, auf die Kniee gefallen war und voll Freude ihren Heiland anbetete. So endete die Erscheinung. Später trat Dominika bei den Dominikanerinnen ein, woselbst sie im Jahre 1553 im Rufe der Heiligkeit gestorben ist.

(Dr. Herbst's Exempelbuch III.)

---

118. Das Ave Maria, oder: die Sage von Ritter Hugo.

Hugo, der wack're Ritter, satt des Eiteln,
Und Besseres begehrend, ging zum Abte,
Und bat inständig, in des Klosters Mauern
Ihn aufzunehmen nur als Laienbruder.

Jedoch den Abt verdroß, den edlen Kriegsmann
Beizugesellen schlechten Laienbrüdern,
Dem Orden selbst, der Zahl der Brüder wünscht er
Einzuverleiben solchen wackern Ritter.

Und es befahl der Abt der Brüder Einem,
Ihn das Brevier zu lehren; doch, der Kriegsmann,
Des Lernens ungewohnt, begriff von Allem
Zwei süße Wörtchen nur: Ave Maria!

Ave Maria war fortan sein Weidspruch,
Ave Maria sein Gebet und Leibfluch;
Ave Maria seufzt' er gehend, stehend,
Ave Maria lallt' er noch im Traume.

Ave Maria war sein Morgensegen,
Sein Benedicite Ave Maria!
Ave Maria seine Beicht! das Wörtchen,
Womit sein Herz ihm brach: Ave Maria!

Als nun bestattet ward der edle Ritter,
Wuchs eine Lilie aus des Frommen Grabe,
Und deutlich las man, und in gold'nen Schriften,
Auf jedem Blatt der Blum': Ave Maria!

---

119. Veranlassung, den englischen Gruß um die Mittagszeit zu beten.

Belgrad, die Hauptstadt des jetzigen Königreichs Servien, wurde gegen das Jahr 1471 von Morbestan, türkischem Kaiser, über vier Monate lang belagert. Nachdem er sie mehrmals umsonst angegriffen, entschloß er sich, sie durch einen furchtbaren Sturm zu bezwingen. Zwanzig Stunden lang dauerte der Sturm und war so heftig, daß die Belagerten, von Müdigkeit erschöpft, sich bereit erklärten, die Stadt zu übergeben. Doch, wer auf Gott vertraut, wird nicht zu Schanden; und wer von der Königin des Himmels beschützt wird, ist sicher, wenn auch ein Kriegsheer wider ihn sich lagert. Schon wollten die hart bedrängten Einwohner den Entschluß, die Stadt zu übergeben, ausführen; da trat Johannes Kapistran, jener beredte Franziskaner, in der Hand das Kruzifix haltend, vor sie hin und rief mit starker Stimme: „O mein Gott! o allerhöchster Gott! eile uns zu Hilfe, rette dieses Volk, welches Du mit Deinem kostbaren Blute erlöset hast; und du, o mächtige Jungfrau! wirst du denn deine Kinder diesen Ungläubigen überlassen, welche deinen göttlichen Sohn beschimpfen, und höhnend sprechen: Wo ist ihr Gott?" So redend entstürzte seinen Augen ein Strom von Thränen, und seine Worte durchdrangen die Herzen der Menge gleich einem Blitzstrahle; neues Leben, frische Thätigkeit begeistert die Einwohner. Mit dem Muthe gottbegeisterter Helden stürzen sie auf die Türken los, welche bereits in die Stadt zu dringen begannen; tausend und abermal tausend Feinde fallen unter gewaltigen Streichen, und die Uebrigen werden in die Flucht geschlagen. Ein vollkommener Sieg ward erfochten, welcher über 100,000 Leichen auf dem Schlachtfelde zählte. Dieser glückliche, so unerwartete Sieg konnte nicht anders als dem Schutze des Himmels und der Fürsprache Mariens zugeschrieben werden. Papst Kalixtus III. den Finger Gottes erkennend, schrieb daher an alle christlichen Fürsten, um ihnen die fröhliche Kunde eines so wundervollen Sieges mitzutheilen, und verordnete, daß in allen Kirchen Gott und Seiner jungfräulichen Mutter feierlicher Dank abgestattet werde. Zur ewigen Erinnerung einer so großen Wohlthat und zur täglichen Belebung des Zutrauens der Christen zu Maria, der mächtigen und gütigen Jungfrau,

befahl er, in der ganzen Christenheit jeden Nachmittag zwischen 2 und 3 Uhr, gerade um die Zeit, da der Sieg erfochten worden war, den englischen Gruß zu läuten. Dieser löbliche Gebrauch wurde jedoch später auf die Mittagszeit verlegt. (Dr. Herbst's Exemplb. B. III.)

---

120. Maria ist die Mutter Gottes, oder: Die Kirchenversammlung zu Ephesus.

Im fünften Jahrhundert war Nestorius Bischof von Konstantinopel. Er war ein Mann voll Stolz und Hochmuth, der unter dem Scheine von Zucht und Frömmigkeit ein höchst gottloses Herz zu verbergen suchte, bis ihn endlich seine Verwegenheit so weit trieb, daß er sich an der demüthigsten aller Menschenkinder ergriff, und sie ihres erhabendsten Ehrentitels berauben wollte; denn er erkühnte sich öffentlich zu predigen, daß es unerlaubt sei, Maria Mutter Gottes oder Gottesgebährerin zu nennen. Das Volk vernahm eine solche Lästerung natürlicher Weise nur mit der größten Entrüstung. Ganz Konstantinopel war voll Betrübniß und Unwillen, und jeder Gläubige empfand den innigsten Schmerz über die entsetzliche Beleidigung, welche der erhabenen Mutter unsers Erlösers war zugefügt worden. Da sah man ehrwürdige Greise, die ihr ganzes Leben in der Wüste unter Verrichtung der strengsten Bußwerke zugebracht hatten, vom heiligen Eifer getrieben, ihre Einöde verlassen, auf den Straßen und in den zahlreichen Versammlungen erscheinen, um die Ehre der Himmelskönigin zu vertheidigen und zu retten und die Gläubigen vor der verderblichen Irrlehre des Nestorius zu bewahren. Die Bischöfe und Hirten der Kirche wohl wissend, daß man das ganze Geheimniß der Menschenerlösung vernichten würde, wenn man die seligste Jungfrau dieses Ehrentitels berauben wollte, übernahmen ihre Vertheidigung, ihre Ehrenrettung mit dem lebendigsten Eifer. Es wurde zu Ephesus eine eigene Kirchenversammlung gehalten, wo von allen Seiten die Bischöfe zusammenströmten, und auf welcher der heilige Cyrillus, Patriarch von Alexandrien, im Namen des Papstes Cölestinus den Vorsitz führte. Der gottlose Nestorius, weil er seinen Irrthum nicht abschwören wollte, wurde als Ketzer verur-

theilt und verdammt. Es ist kaum zu beschreiben, mit welchem Jubel, mit welcher Wonne, mit welchen Freudenbezeugungen dieser Ausspruch der Kirche, der so glorreich für Maria war, von den Bewohnern der Stadt Konstantinopel, ja von der ganzen Christenheit aufgenommen wurde. Am Tage, wo die Entscheidung über die Würde Mariens, über ihren vornehmsten Ehrentitel, erfolgen sollte, versammelte sich fast die ganze Stadt vor der Kirche, wo die Bischöfe versammelt waren. Vom Morgen bis gegen Abend harrte das Volk, als ob ihm Nichts so sehr am Herzen läge, als die Ehre Mariens. — Endlich werden die Thüren geöffnet, der heilige Cyrillus erscheint an der Spitze von mehr als zweihundert Bischöfen und verkündet dem Volke die Verurtheilung des Ketzers Nestorius und seiner verruchten Lehre. Kaum hat man diesen Ausspruch vernommen, so bricht von allen Seiten der Jubel des Volkes los, die ganze Stadt ertönt von Lobgesängen und Glückwünschungen Mariens, und überall hört man die Gläubigen frohlockend und wonnevoll ausrufen: „Der Feind der Jungfrau ist besiegt. Es lebe Maria! Es lebe die große, die erhabene, die glorreiche Gottesgebährerin. Es lebe Maria!“ — Die Väter des Conciliums wurden mit Lobsprüchen empfangen und unter tausend Segnungen im Triumphe mit Fackeln nach Hause begleitet. Kostbare Rauchwerke wurden verbrannt auf den Straßen, durch welche sie gingen. Die ganze Stadt ward auf das Herrlichste beleuchtet, und es wurde Nichts versäumt, um diesen Tag, an welchem Maria einen so ruhmvollen Sieg über ihren Feind davon getragen hatte, zu verherrlichen. — Es war auch bei dieser Gelegenheit, daß die Kirche zu dem englischen Gruße hinzusetzte: Heilige Maria, Mutter Gottes, bitte für uns arme Sünder, jetzt und in der Stunde unsers Absterbens. Amen! —

(Kirchengeschichte.)

---

121. Die Kraft des englischen Grußes, oder: Der gestillte Sturm.

Im Leben des heiligen Johannes wird erzählt, daß er sich bei einem großen Sturme, welcher sich auf dem Meere erhob, mit kindlichem Vertrauen an die mächtige Himmels-

königin Maria wendete und sie mit einem englischen Gruße anrief, und auf der Stelle legte sich das aufgeregte Meer. Wenden wir dieses auf die Stürme unserer Seele, auf unsere innern Regungen und Leidenschaften an. O wie oft und leicht würden wir sie zur Ruhe bringen, wenn wir ein andächtiges Ave Maria beten wollten?! —

122. Die Kraft des englischen Grußes, oder: Die Bekehrung auf dem Sterbebette.

L. Cazeaux erzählt uns in seinem „Marianischen Dreißiger," (S. 107 neu herausgegeben von Michael Sintzel) folgende Begebenheit, die uns einen neuen Beweis liefert für die Macht, welche im englischen Gruße liegt. —

Vor einigen Jahren wurde ein Priester in Straßburg gebeten, einen Herrn zu besuchen, seinen ehemaligen Mitschüler, der gefährlich krank darnieder lag und von einer christlichen Vorbereitung zum Tode nichts wissen wollte. Der Priester stattete den Besuch ab, bemerkte aber gleich in der ersten Unterredung, als er Etwas von Religion zu erwähnen wagte, daß er mit einem Menschen zu thun habe, der längst am Glauben Schiffbruch gelitten, und dessen Geist sich mit allen Ungereimtheiten der neuern Philosophie speiste. Es begann ein bedeutender Wortstreit, in welchem des Witzlings Gründe, und zwar zu verschiedenen Malen, gänzlich widerlegt und zu Nichte gemacht wurden. Der Kranke fühlt und bekennt sich besiegt, verwirft aber dennoch allen Zuspruch zur Bekehrung. Es war einige Tage vor dem Feste Mariä Verkündigung. Der Beichtvater, der umsonst alle Mittel angewendet hatte, um das hartnäckige Gemüth zu beugen und das verstockte Herz zu rühren, gerieth auf den Gedanken, den armen Sünder an die Himmelskönigin hinzuweisen. „Lieber Freund," sprach er „mit Angst und Betrübniß sehe ich Sie ohne Versöhnung der Pforte der Ewigkeit sich nahen. Haben Sie mir auch Alles versagt, so versagen Sie mir nicht, ein kleines Gebet zur seligsten Jungfrau, ein Ave Maria, zu verrichten. Und sollte es Ihnen an Zutrauen fehlen, so bringen Sie der seligsten Jungfrau das meinige dar: sie ist so gütig, daß sie auch auf ein fremdes hinsehen wird. Wenn Sie mir dieses versprechen wollen, so vertraue

ich mir Ihnen die Versicherung zu geben, daß Sie sich am künftigen Marien-Feste mit Gott aussöhnen werden." Des Kranken Wangen benetzten einige Thränen; er reichte freundlich dem Priester die Hand, und betheuerte mit innigst gerührter Stimme, daß er es thun wolle. Mit immer größerer Andacht betete er sein Ave Maria. Am Tage der Verkündigung wurde der dritte Besuch abgestattet; aber dießmal war es der nemliche Mensch nicht mehr. Die Mutter der Barmherzigkeit hatte ihn gütig angeblickt und ihm die Gnade einer aufrichtigen Bekehrung erfleht. — Er beichtete mit allen Aeußerungen der Reue und empfieng die heiligen Sterbsakramente mit himmlischer Andacht. Bis an sein Ende, das bald folgte, so daß es schien, Maria habe ihn wunderbarer Weise beim Leben erhalten, damit er das Glück hätte, mit allen geistlichen Schätzen versehen zu werden, beschäftigte er sich nur mit Gebet, und eines seiner letzten Worte war ein Wort der Dankbarkeit an seine milde Beschützerin.

Finden wir hier nicht die Worte des heiligen Bonaventura bestätiget, der da sagt: „Die seligste Jungfrau grüßet uns gerne entgegen, und zwar mit lauter Tröstungen und Wohlthaten, wenn wir sie öfters im Gebete grüßen?" —

---

123. Das Papierchen mit dem englischen Gruße.

Es war der heilige Thomas von Aquin noch ein Kind, und schon trug er eine so innige Verehrung gegen die heilige Jungfrau Maria, daß er ihr zu Ehren eine Schrift auf ein Blättchen Papier geschrieben, wie ein Kleinod immer mit sich trug, ohne daß Jemand etwas davon wußte. Seine Gouvernante, die, als sie davon erfahren, mit der Bitte in ihn drang, ihr das Papierchen sehen zu lassen, erreichte ihre Absicht nicht. Seine Mutter selbst konnte nur mit Mühe und unter dem Gebote des kindlichen Gehorsams zur Ansicht dieses Schriftchens gelangen. Wie staunte sie aber, als sie sah, es sei darauf der Gruß des Engels enthalten, oder das Ave Maria, wie wir es beten.

Der fromme Knabe, in Besorgniß es möchte dieses sein liebstes Gebet nun von Hand zu Hand gehen, begehrte es schnell wieder zurück, nahm es, um es ja nicht zu verlieren, in den Mund und verschlang es. Da hieß es denn allenthalben

unter den Leuten: „Dieß Kind wird ein großer Verehrer Mariens werden!" Und man hat sich nicht getäuscht; es ward aus dem Kinde der weltberühmte Lehrer, den die Jahrhunderte mit dem Beinamen des Englischen ehren; der nicht nur Vieles zur Ehre Mariens gesprochen und geschrieben, sondern auch ein großer Vertheidiger des Marianischen Cultus geworden. — O möchten alle Christen, ich sage nicht, die That eines Thomas nachthun, aber doch von seinem Geiste beseelt sein! Möchten alle Christen das Ave Maria als ein heiliges Geschmeide ehren, als Kostbarkeit stets im Munde haben, ja im geistigen Sinne verschlingen, sich damit nähren, es in Fleisch und Blut verwandeln, daß der Geist, der Gedanke, der im Ave weht, ihr Geist, ihr Gedanke würde! Es ist das Ave das herrlichste Vademecum des Christen, ein reiches Goldbergwerk, das er fleißig ausbeuten, ein allerliebster Garten mit heilenden Kräutern gefüllt, die er für die Wunden seiner Seele anwenden soll.

(Anibas S. 305.)

---

124. Ave Maria, oder: das Stärchen und der Raubvogel.

Zu dem schönen Gruße: „Ave Maria!" erzählt uns der heilige Meliton und nach ihm auch der fromme Thomas von Kempis ein gar anmuthiges Histörchen. — Es hatte nämlich eine gottselige Person ein Stärlein aufgezogen und ihm unter vielem Andern auch den schönen Gruß auszusprechen gelehrt: „Ave Maria!" So oft Jemand an der Thür klopfte, rief das Vögelein hurtig und freundlich: „Ave Maria!" Redete man dasselbe an, so ließ es sogleich sein liebliches „Ave Maria!" als Antwort ertönen. Nun geschah es, daß einmal zufälliger Weise das Vogelhäuschen und zugleich das Zimmerfenster offen blieb; in einem Nu war das Vögelchen draußen. Während es so hin und her irret und sich in der schönen Natur der errungenen Freiheit freuet, siehe da kommt plötzlich ein Raubvogel und schickt sich an, das arme Stärlein als Beute zu holen. Voll Angst und Furcht flatterte es hin und her, um seinem furchtbaren Feinde zu entgehen; aber vergebens! Die Gefahr wurde immer größer; da wußte sich das arme Thierlein nicht mehr zu helfen; aus vollen

Leibeskräften fieng es nun an, zu schreien: „Ave Maria!" „Ave Maria!" Und welch' ein Wunder! wie betroffen macht der Raubvogel links um und ergreift die Flucht. Zitternd vor Furcht, aber auch zugleich wieder von Freude erfüllt, ob der glücklichen Rettung, schlägt das vorwitzige Stärlein den Weg nach der Heimath ein, und nimmt wieder Besitz von seinem frühern Quartier.

Ach, wie Viele gleichen nicht diesem unvernünftigen Vögelein, indem auch sie, wie der verlorene Sohn, das Vaterhaus verlassen, und frank und frei ihren sinnlichen Gelüsten folgen! bis zu den Pforten des Todes und ewigen Verderben sind sie gekommen, und überall verfolget sie der furchtbare Raubvogel, der Räuber der Seelen, Luzifer, und droht sie als Beute zu verschlingen. Wie gut wäre es allen diesen, wenn sie mit dem armen Stärlein ihren Gruß an Maria sendeten und ausriefen: „Ave Maria!" Diesen himmlischen Gruß kann der höllische Raubvogel nicht leiden; er würde die gehoffte Beute fahren lassen, und die verfolgte Seele würde wieder den Weg ins Vaterhaus und zur Tugend und Rechtschaffenheit zurückfinden. Darum lasset uns oft beten: „Ave Maria!" In jeder Noth und Gefahr, in jeder Prüfung und Versuchung sollen wir rufen: „Ave Maria!"

(Hunolt III. Thl. S. 122.)

---

125. Du bist voll der Gnaden, oder: die wunderbare Medaille.

Gegen das Ende des Jahres 1830 hatte die Schwester M....., Novizin in einem geistlichen Orden der barmherzigen Schwestern in Paris, im Gebete ein Gemälde gesehen, welches die heilige Jungfrau Maria so darstellte, wie sie unter dem Titel der unbefleckten Empfängniß abgebildet wird, aufrecht stehend und die Hände ausstreckend. Aus ihren Händen fuhren Strahlen gleich Lichtströmen von ungemeinem Glanze. In demselben Augenblicke hörte sie eine Stimme, welche ihr sagte: „Diese Strahlen sind das Symbol der Gnaden, welche Maria den Menschen erbittet." — Rund um das Bild herum las sie folgende Anrufung in goldenen Buchstaben geschrieben: O Maria, empfangen ohne Sünde, bitte für uns, die wir unsere Zuflucht zu dir nehmen." Einige

Augenblicke nachher wendete sich das Bild und auf der Rückseite bemerkte die Schwester den Buchstaben M aus dessen Mitte sich ein Kreuz erhob, und darunter die heiligen Herzen Jesu und Maria. Nachdem sie Alles genau betrachtet hatte, sagte ihr eine Stimme: Nach diesem Muster muß eine Medaille geprägt werden, und die Personen, welche dieselben tragen, nachdem sie kirchlich gesegnet ist, und mit Andacht jenes kurze Gebet sprechen, werden sich eines besondern Schutzes der Mutter Gottes zu erfreuen haben.

Diese Erscheinung ist ein lautes Zeugniß für die unendlich vielen Gnaden, die uns durch Maria zufließen. Aber es ist dieß nicht blos eine Erscheinung, ein Bild geblieben, es ist auch zur Wirklichkeit geworden. Tausende, die diese wunderbare Medaille mit kindlichem Vertrauen und mit heiliger Verehrung gegen die unbefleckte Empfängniß Mariens getragen haben erndteten bereits beseligende Früchte ihres kindlichen frommen Sinnes; sie haben es erfahren, daß aus den Händen Mariens Allen denen überreiche Gnaden zuströmen, die ihr mit Zuversicht nahen.

---

126. Die wahre Verehrung Mariens, oder: Die zwischen Gott und der Welt getheilte Seele.

Zur Zeit, da der heilige Dominikus zu Rom predigte, kam ein Frauenzimmer, Katharina genannt, nachdem sie eine Predigt über den Rosenkranz gehört hatte, zu dem Heiligen, ihn zu bitten, daß er sie in diese Bruderschaft aufnehmen wolle. Sie fing an sehr genau ihren Rosenkranz zu beten, wollte aber an ihrer Lebensweise, die ganz weltlich war, nichts ändern, sie wollte nämlich das Gebet, die Kommunion, die Andacht zur heiligen Jungfrau mit der Oper, mit dem Tanze und mit der Eitelkeit verbinden. Der heilige Dominikus tadelte sie darüber mehrmals, und gab ihr zu verstehen, daß ihre Frömmigkeit den Augen Mariä und sogar auch der Welt unausstehlich sei, allein nichts konnte sie rühren. Nun wollte sie Gott nach seiner Barmherzigkeit noch auf eine außerordentliche Weise warnen. Als sie sich eines Abends zu Tische setzte, wurde jegliche Speise, die sie berührte, mit Blut bedeckt. Katharina erschrack und wußte nicht, was dieses zu bedeuten habe. Da ließ sich plötzlich eine Stimme

vernehmen, die zu ihr sprach: „Verwundere dich nicht, was du da siehst, thust du alle Tage; du vermischest nemlich mein Blut mit den Grundsätzen der Welt; du kommunizirest oft mit einem befleckten Herzen; du sagst, daß du meine Mutter in ihren Bruderschaften verehrest, entehrst sie aber durch deine Laster; und doch erfrechst du dich, mein Blut mit diesem weltlichen Leben zu vermengen; ich komme dich zu warnen; dieß ist der letzte Erweis meiner Barmherzigkeit; thu Buße!" — Nach diesen Worten verstummte die Stimme, deren sich der göttliche Heiland bedienen wollte, um eine Seele zu retten. Katharina fing an zu weinen, ging, sich dem heiligen Dominikus zu Füssen zu werfen, legte eine allgemeine Beicht ab, that Buße und starb heilig in einem Kloster. Der heilige Dominikus erzählte dieses Ereigniß gerne den Weltmenschen, die so unglücklich sind, sich Christen nennen zu wollen, und doch die Religion mit allen verdorbenen Grundsätzen der Welt vermengen. — Laß auch du meine christliche Seele! dir diese ernste Geschichte zur Belehrung und Warnung erzählt sein! Theile dein Herz nicht zwischen der Welt und deinem Gotte; mache es vielmehr wie Maria, schenke es ganz und ungetheilt deinem Herrn; sei du mit ihm, so wird er auch mit dir sein zeitlich und ewiglich! —

127. Und gebenedeit ist die Frucht deines Leibes, Jesus, oder: Das heilsame Mittel.

Der große Diener Gottes, Thomas von Kempen, hat es erfahren, welch ein heilsames Mittel gegen alle Versuchungen an Leib und Seele Jesus Christus sei, die gebenedeite Frucht Mariens; er hat es erfahren, wie vortheilhaft es sei, Jesum und Maria voll kindlichen Vertrauens mit den Worten der heiligen Elisabeth zu preisen und zu ehren: „Gebenedeit ist die Frucht deines Leibes, Jesus!" —

Er erzählt nämlich in seinen Schriften (Thom. v. Kemp. pars 3 Serm. ad Novit.) von sich selbst, daß er einstmals sich zur Ruhe begab, nachdem er seine sowohl geistlichen als leiblichen Uebungen vollendet hatte. Kaum aber hatte er eingeschlafen, so bemächtigen sich seiner die furchtbarsten und abscheulichsten Bilder die ihm endlich so zusetzten, daß er darüber erwachte. Allein auch im wachenden Zustande

verlor sich die gewaltige Versuchung nicht; der böse Feind schien vielmehr alle seine Kräfte aufzubieten, um den treuen Diener Gottes in die Falle zu bringen. Da konnte sich Thomas nicht mehr anders helfen; er nahm, wie sonst gewöhnlich bei allen Versuchungen, seine Zuflucht zur seligsten Jungfrau, und hob an, sie mit dem englischen Gruße zu verehren. Er betete voll Sammlung des Geistes: „Gegrüßt seist du Maria!" allein die Versuchung verlor sich nicht, sie schien vielmehr zuzunehmen, sobald er den Mund zum Gebete geöffnet hatte. Thomas läßt sich indeß nicht irre machen, er fährt fort: „Du bist voll der Gnaden!" Die Zudringlichkeit des bösen Feindes wird noch heftiger. Er betete weiter: „Der Herr ist mit dir!" Die Gefahr weichet nicht. „Du bist gebenedeit unter den Weibern!" Die Versuchung bleibt dieselbe. Als er aber endlich zu den Worten kommt: „Und gebenedeit ist die Frucht deines Leibes, Jesus Christus" — und wie er die beiden hochheiligen Namen „Jesus Christus" — ausspricht, da legt sich auf einmal der furchtbare Kampf in seiner Seele, es verschwinden alle die unlautern Bilder, und Thomas fühlt einen heiligen Frieden und eine namenlose Ruhe in seinem Herzen. Als Sieger geht er aus der Schlacht und feiert einen Triumph in seiner Seele. Könntest du, mein Christ nicht auch gar häufig durch dasselbe Mittel und auf dieselbe Weise siegen, wie Thomas von Kempen? Gehe darum hin und thue desgleichen.

(cf. P. F. Lucian. Montefontanus pag. 518.)

---

128. Heilige Maria, Mutter Gottes, bitt für uns, oder: Der unerschütterlich treue Verehrer der göttlichen Mutter.

Die strenge Rechtgläubigkeit des heiligen Maximus, und die ketzerische Hoflust unter Kaiser Konstanz in Konstantinopel waren zwei unverträgliche Dinge. Maximus, einst Kanzler des Reiches, dann Bewohner einer einsamen Klosterzelle, war vom Kaiser ausersehen, die monotheletische Partei zu verstärken. Als alle Versuche, ihn zu gewinnen, gescheitert waren, warf man ihn in's Gefängniß und verbannte ihn dann nach Thrazien. Der Weg nach dem Orte seiner Verbannung führte durch die Gegend, wo gerade jetzt das

Heer lagerte. Unter den Soldaten und dem ganzen Heere verbreitete man nun geflissentlich das Gerücht, der Abt Maximus habe die Mutter des Herrn gelästert; man hoffte, er werde darauf hin von den wilden Kriegern in Stücke zerrissen werden. Aber die Soldaten, weit bessere Christen, als der Kaiser und seine Hofbischöfe, begehrten seinen Segen, statt ihm irgend ein Leid anzuthun. Maximus hatte eben im Kreise der aus dem Lager ihm entgegenströmenden Menge auf seinen Knieen gebetet, als einer aus der Schaar das Wort nahm und zu ihm sagte: „Mein Vater! man wollte uns bereden, daß ihr der jungfräulichen Mutter des Erlösers den Namen einer Mutter Gottes versagtet; wir beschwören euch, hebt dieses Aergerniß." Als Maximus dieß hörte, warf er sich wieder auf die Erde, hob die Hände empor und sprach mit lauter Stimme, unter Thränen der tiefsten Empfindung: „Wer immer nicht bekennt, daß Maria, die heilige hochbegnadigte Jungfrau, die Mutter Gottes, des Schöpfers Himmels und der Erde ist, der sei verflucht vom Vater, vom Sohne und vom heiligen Geiste, von allen himmlischen Mächten, und allen Heiligen nun und in alle Ewigkeit." — Thränen füllten die Augen der Umstehenden, und von allen Seiten rief man ihm zu: „Ehrwürdiger Vater! welch großes Unrecht thut man euch an!" —

Dieß Zeugniß für den Glauben der Kirche hinsichtlich der heiligen Jungfrau fällt in das siebente Jahrhundert.

(Dr. Herbst.)

---

129. Heilige Maria, Mutter Gottes, bitt für uns, oder: Die Predigt am Weihnachtsfest.

Paulus, Bischof zu Emesa, ein Mann, schon ehrwürdig durch sein Alter, noch ehrwürdiger aber durch seine hohe Gesinnung und ausgezeichneten Geistesgaben, wurde im Jahre 432, wo die Irrlehre des Nestorius in Betreff der Gottesmutter Maria soviel Unheil anzurichten drohte, im Namen vieler Bischöfe nach Alexandrien geschickt, um daselbst das Volk im wahren Glauben zu erhalten und zu beleben. In allen seinen Predigten bewies er mit Nachdruck und Wärme, daß Maria im vollsten Sinne des Wortes „Gottes Mutter, Gottesgebährerin" sei. — Auch am heiligen Weih-

nachtsfeste kam er auf dieses Thema zu sprechen. Er redete unter Anderm also: Heute ist das Kind geboren, auf welches die ganze unsichtbare und sichtbare Schöpfung ihr Heil gründet. O! des erhabenen Wunders! eine Jungfrau gebähret und bleibt eine Jungfrau. Ueber dieses Wunder hat schon in der Vorzeit der Sohn Isaias ausgerufen: „Siehe, eine Jungfrau wird empfangen und einen Sohn gebähren; der wird genannt werden „Gott mit uns." — So hat denn die Gottesgebährerin den „Gott mit uns" geboren. — Da unterbrach plötzlich das Volk den Prediger und rief: „Siehe! das ist der rechte Glaube, das ist die Gabe Gottes! Das eben wünschen wir zu hören. Wer nicht so spricht sei im Banne!" — Dann fuhr der Prediger fort: „Ja, wer nicht so spricht, urtheilt und gesinnt ist, soll aus der Kirche verstoßen sein. Denn die Gottesgebährerin Maria hat uns geboren den Emanuel, daß heißt, den menschgewordenen Gott! denn Gott, das Wort, welches vor aller Zeit auf eine unaussprechliche Weise aus der Wesenheit des Vaters erzeugt ward, ist in der letzten Zeit geboren aus der Jungfrau. Er hat unsere Natur vollkommen angelegt, die Menschheit, von dem ersten Augenblicke seiner Empfängniß an, mit sich vereiniget und unsern Leib sich als einen Tempel erbaut; und so ist er denn zugleich als wahrer Gott und als vollständiger Mensch aus der Gottgebährenden Jungfrau hervorgegangen. Denn die Verbindung von zwei Naturen, der göttlichen nämlich und der menschlichen hat uns den Einen Sohn, den Einen Christus, den Einen Herrn gebildet." — Hier wurde der Prediger von dem zum Gottesdienste versammelten Volke abermals unterbrochen: „Willkommen, rechtgläubiger Bischof, riefen sie Alle, selber würdig, unter den Würdigen zu erscheinen als Vertheidiger der Gottesmutter und Himmelskönigin." — (Graf Stollberg)

---

130. Maria unsere Mutter.

Der geistliche Alphonsus Maria von Liguori, den wir schon mehrfach als einen innigen Verehrer Mariens bezeichnet haben, nannte die seligste Jungfrau nie anders, als seine Mutter! Er stellte uns aber auch die Wahrheit, daß Maria wirklich unsere Mutter sei, in seinen Schriften auf

folgende, geistreiche Weise dar: „Bei der Erzählung von der Geburt Jesu bedient sich der heilige Lucas des Ausdruckes, Maria habe ihren Erstgebornen zur Welt gebracht: Und sie gebar ihren erstgebornen Sohn. Wenn der Evangelist sagt, sie habe ihren erstgebornen Sohn geboren, so muß sie nothwendiger Weise noch andere Söhne gehabt haben; — nun ist es aber eine Glaubenswahrheit, daß Maria keine andern Söhne mehr als Jesus hatte; sie muß also geistlicher Weise noch Kinder haben und die sind wir.“ —

Dasselbe offenbarte der Herr auch der heiligen Gertrud; denn als diese eines Tages die angeführte Stelle beim Evangelisten Lucas las, ward sie ganz verwirrt, weil sie nicht begreifen konnte, wie man Jesus, den Erstgebornen Mariens nennen könne, da Maria doch nur Jesum Christum zum Sohne gehabt habe. Da erklärte ihr Gott, daß Jesus leiblicher Weise ihr erstgeborner Sohn gewesen sei, daß aber alle Menschen geistiger Weise die später gebornen Söhne Mariens seien. (Liguori, Marien-Herrlichkeiten I. Th. S. 144.)

---

131. Heilige Maria, Mutter Gottes, bitt für uns arme Sünder; oder: Maria von Egypten.

Die Geschichte der heiligen Maria von Egypten, die man bei den Altvätern lieset, ist sehr berühmt geworden, und liefert uns einen rührenden Beweis für die tröstliche Wahrheit, daß Maria sich ganz besonders um die Rettung der Sünder bekümmere. Als Maria zwölf Jahre alt war, verließ sie heimlich das väterliche Haus und begab sich nach Alexandrien wo sie ein höchst ausschweifendes Leben führte und der ganzen Stadt zum Aergerniß gereichte. Nachdem sie sechzehn Jahre lang in der Sünde dahingelebt, begab sie sich eines Tages nach Jerusalem, wo man das Fest der Kreuzerfindung feierlich beging; da wollte sie denn auch, mehr aus Neugierde als aus Andacht, der Menge in die Kirche folgen. Als sie nun aber in die Kirchenthüre eintreten wollte, fühlte sie sich durch eine unsichtbare Hand zurückgestoßen; sie versuchte es von Neuem, zum zweiten, zum dritten, ja bis zum vierten Male, aber immer vergebens. Als die Unglückliche hierauf in einen Winkel des Vorhofes getreten war, ward sie plötzlich von Oben erleuchtet und

erkannte, daß Gott sie um ihres schlechten Lebenswandels willen nicht in die Kirche zulassen wolle. Zufälliger Weise hob sie die Augen empor und erblickte ein Bild der Mutter Gottes, das an der Mauer des Hofes aufgestellt war. Da wandte sie sich weinend zu dem Bilde und rief aus: „O Mutter Gottes! erbarme dich einer armen Sünderin! Ich sehe es wohl ein, daß ich um meiner vielen Sünden willen es nicht verdiene, daß du mich anblickest, aber du bist ja die Zuflucht der Sünder, hilf denn auch mir und bewirke, aus Liebe zu deinem Sohne Jesu, daß ich in die Kirche eintreten könne, denn siehe, ich will mein Leben ändern, und Buße thun, wo es dir gefällt." — Da vernahm sie innerlich eine Stimme und es schien ihr, als ob die allerseligste Jungfrau zu ihr spräche: „Weil du zu mir deine Zuflucht nimmst, und weil du entschlossen bist, dein Leben zu ändern, so tritt nur in die Kirche ein; denn die Pforte bleibt für dich nicht länger verschlossen." Da trat die Sünderin ein, betete das Kreuz an, und weinte bitterlich. Hierauf wandte sie sich wieder an das Bild und sprach: „Siehe, meine Königin! ich bin bereit, wo willst Du, daß ich Buße thue?" — Maria erwiderte: „Begib dich jenseits des Jordans, da wirst du Ruhe finden." Hierauf beichtete die arme Sünderin, empfing die heilige Communion, begab sich jenseits des Flusses, kam in einer Wüste an, und erkannte, daß hier der Ort sei, wo sie Buße thun sollte. Die ersten siebzehn Jahre, die die Heilige in der Wüste zubrachte, hatte sie die furchtbarsten Versuchungen des Teufels auszustehen, der sie von Neuem zur Sünde verleiten wollte. Was that sie in so schrecklichem Kampfe? Sie empfahl sich fortwährend Maria an, und Maria erlangte ihr die Kraft, siebzehn Jahre hindurch zu widerstehen. Nachdem die Heilige sieben und fünfzig Jahre in der Wüste zugebracht hatte, wurde sie durch eine wunderbare Leitung Gottes in ihrem sieben und achtzigsten Lebensjahre vom Abte Zosimus aufgefunden. Sie erzählte demselben ihre Lebensgeschichte, und bat ihn, das folgende Jahr zu ihr zurückzukehren, und ihr dann die heilige Communion zu reichen. Der heilige Abt erfüllte ihre Bitte; hierauf bat ihn Maria, er möge sie später noch einmal besuchen; auch diesmal kam der heilige Abt Zosimus, aber er fand sie todt; ihr heiliger Leib ward von einem Lichtglanz umgeben, und in den Sand fand er folgende Worte ge-

schrieben: „Begrabe hier selbst den Leib einer Sünderin, und bitte Gott für mich!" Darauf kam ein Löwe, der ein Loch in die Erde machte, worauf Zosimus die Heilige darin begrub und in sein Kloster zurückkehrte, wo er dieß Wunder der göttlichen Barmherzigkeit verkündete, das der Herr an dieser glücklichen Büßerin geübt hatte.

132. Bitt für uns arme Sünder, jetzt, und in der Stunde unseres Absterbens, oder: die letzte Stunde eines Heiligen.

Alphons Liguori erzählt aus dem Leben des heiligen Andreas Avellino, daß er in den letzten Stunden seines Lebens mit dem bösen Feinde einen so furchtbaren Kampf zu bestehen hatte, daß die guten Ordensbrüder, die um ihn standen, vor Angst zitterten. Man sah, wie das Antlitz des Heiligen vor lauter Anstrengung mächtig anschwoll, ja ganz schwarz ward, wie er an allen seinen Gliedern zitterte und sich mit Händen und Füßen zu wehren schien, wie seine Augen sich mit Thränen anfüllten und wie er mit dem Kopfe gegen die Wand stieß — das Alles waren Zeichen des furchtbaren Kampfes, den er mit der Hölle zu bestehen hatte. Die Umstehenden mußten vor Mitleid weinen, sie vermehrten ihre Gebete, bebten aber vor Schrecken, da sie sahen, daß ein Heiliger auf solche Weise sterben müsse. Ihr einziger Trost war, daß Andreas fortwährend seine Augen auf ein Bildniß Mariens geheftet hielt, als ob er von ihr Hilfe erwartete, wobei sie sich erinnerten, daß er häufig gesagt hatte: Maria werde seine Zuflucht in der Todesstunde sein. Endlich gefiel es Gott, diesen furchtbaren Kampf durch einen glänzenden Sieg zu beendigen. Nachdem die Bewegungen des Körpers aufgehört hatten, erlangte das Gesicht wieder die natürliche Form, die frühere Gesichtsfarbe kehrte zurück, der Heilige blickte innerlich ganz ruhig auf jenes Bild Mariens, machte vor demselben eine andächtige Verbeugung des Hauptes, als ob er ihr für ihren Beistand danke, und übergab voll Freude seine gebenedeite Seele in die Hände Mariens, indeß sich auf seinem Antlitz himmlische Freude abzuspiegeln schien. (Die Herrlichkeiten Mariens I. Thl. S. 89.)

133. Bitt für uns arme Sünder, jetzt, und in der Stunde unseres Absterbens, oder: das Hirtenmädchen auf dem Todbett.

Der Pater Auriemma erzählt, daß ein armes Hirtenmädchen eine so innige Liebe zu Maria trug, daß es ihr die größte Freude machte, wenn sie, indeß sie das Vieh weidete, in einer Muttergotteskapelle, die auf einem Berge lag, sich mit ihrer lieben Mutter unterhalten und ihr ihre Verehrung beweisen konnte. Da sie nun sah, daß die Statue der Mutter Gottes ohne allen Schmuck war, so beschloß sie, das freundliche Bild zu schmücken nicht mit Gold und Silber, sondern mit einem Schmucke der Liebe, den auch die Armuth leicht ausfindig zu machen weiß. Eines Tages pflückte sie deßhalb einige Blumen auf dem Felde, machte einen Kranz davon, stieg auf den Altar der kleinen Kapelle und setzte ihn dem Muttergottesbilde auf, wobei sie in die kindlichen Worte ausbrach: „Ach, meine liebe Mutter, ich wünschte, daß ich dir eine goldene, mit Edelsteinen geschmückte Krone auf's Haupt setzen könnte, aber weil ich arm bin, so mußt du dich schon mit diesem ärmlichen Blumenkranze begnügen; nimm ihn denn an als ein Zeichen meiner Liebe zu dir!" Auf diese und ähnliche Weise fuhr die arme Jungfrau fort, ihre geliebte Königin zu verehren und ihr zu dienen. Hören wir nun aber, auf welche Weise diese gute Mutter den Besuch und die Liebe dieses guten Kindes erwiederte. Das Hirtenmädchen wurde krank und war nahe am Sterben. Sie lag da auf dem Krankenbette in einer ärmlichen Hütte, einzeln stehend an der Landstraße. Ihre Angehörigen hatten nothwendig zu thun mit den Feldarbeiten und ließen deßhalb das arme Kind ganz allein ihrem Schicksale über, nicht wähnend, daß es seinem Lebensende schon so nahe sei. Das gute Mädchen fühlte lebhaft die Annäherung des Todes; aber sie sah sich aller Hilfe bloß, und hätte doch so gerne noch die heiligen Sterbsakramente empfangen. Da ruft sie laut und mächtig um diese Gnade zu Maria, zu ihr, die sie ihr ganzes Leben hindurch so zärtlich geliebt und verehrt hatte. Und siehe, die himmlische Mutter läßt sich nicht vergebens bitten. — Zwei Missionäre kamen eben dieses Weges; ermüdet von der schon allzuweiten Reise, nahmen die beiden Priester Einkehr in dieser ärmlichen Hütte

und erblickten da das unschuldige Mädchen schon fast im Todeskampfe. O wie schlug das Herz der Sterbenden so freudig! „Seid mir gegrüßt, ihr Boten Gottes!“ rief sie ihnen entgegen, „meine gute Himmelsmutter hat euch zu mir gesandt. O verlasset mich nicht in meinen Todesnöthen und spendet mir noch den Trost unserer heiligen Religion, gebt mir Jesum auf die Reise in die Ewigkeit!“ Mit Freuden erfüllten die frommen Diener Gottes den heiligen Wunsch des guten Mädchens. Der Eine hörte ihre Beicht, und der Andere ging in die nahe gelegene Kirche, um ihr Jesum im heiligen Sakramente als letzte Wegzehrung zu bringen. Nachdem die heilige Handlung vollendet war, lächelte sie lieblich und sanft und gab selig den Geist auf, noch leise sprechend die Worte: „O gütige, o milde, o süße Jungfrau Maria!“ (Pat. Auriemma in den wechselseit. Anmuthungen 2. Bd. 7. Kap.)

---

134. Zum Schlusse eine schöne Sage von Maria der gütigen Jungfrau: der arme Spielmann.

Zu Mainz ging einst voll Harm und Leid
Ein Spielmann alt und arm
Mit weißem Haar im Bettelkleid,
Die Geige in dem Arm.

Wie frieret mich, wie hungert mich,
Wie bin ich alt und schwach!
Wer, ach! erbarmet meiner sich
Und nimmt mich unter Dach!

Als ich vor Jahren lustig sang,
Da priesen sie mich sehr;
Wenn meine Geige hell erklang,
War Alles froh umher.

Nun geh' ich armer Greis allein,
Der nimmer singen kann;
Sie sprechen: „Stell' dein Geigen ein,
Du altersschwacher Mann.“

Der Alte ging mit seinem Gram
Zu Mainz dem Rhein entlang,

Als er zu einem Kirchlein kam,
D'raus hell ein Glöcklein klang.

Er stellte still sich in die Thür'
Und sah auf dem Altar
Ein gold'nes Bild in reicher Zier
Von einer Jungfrau klar.

Voll Andacht sah er nach dem Bild'
Und klagte seinen Schmerz;
Ihm war, als spräch' es süß und mild
Ihm Trost in's kranke Herz.

Da weinet lang und weinet heiß
Vor ihm der alte Mann,
Und spielt dem Bild zu Lob und Preis
Das Beste, was er kann.

Er singt dazu sein Lied und spricht:
Du kennst der Armuth Schmerz,
Du hörst die alte Geige nicht,
Du hörst mein warmes Herz.

Und als das Lied geendet war
Und er wollt' weiter zieh'n:
Da warf den Schuh von Gold so klar
Das Bild zum Lohn ihm hin.

Der Alte hob ihn küssend auf
Und dankte tausendmal;
Zur Stadt dann ging er freudig hin,
Ihn trieb des Hungers Qual.

Die Häscher aber faßten ihn
Und riefen hart ihm zu:
Ei halt, wo eilst du Alter hin?
Gestohlen ist der Schuh!

Mir schenkte ihn das Bild zum Lohn,
So rief der Alte bang;
Sie aber sprachen drauf mit Hohn:
Dem Dieb gebührt der Strang.

Sie glaubten seinem Schwure nicht,
Verdammten ihn zum Strang,
Sie schleppten ihn zum Hochgericht,
Dem stillen Rhein entlang.

Und als er auf der harten Bahn
Zum kleinen Kirchlein kam;
Da hielt er bei dem Bilde an
Und sprach in seinem Gram:

„Du selber littest größern Schmerz
Und gabst für Gott dein Blut;
Ich opf're dir mein armes Herz,
Nimm mich in deine Hut."

Zum Letzten nimmt der alte Mann
Die alte Geig' hervor
Und singt dazu so gut er kann,
Sein Lied dem Bilde vor.

Doch als das Lied geendet war
Und er wollt' weiter zieh'n;
Den zweiten Schuh von Gold so klar
Warf ihm die Heil'ge hin.

Voll Staunen und voll Rührung sah
Das Volk dem Wunder zu,
Sie sprachen: Gott der Herr ist nah,
Geschenkt ward ihm der Schuh.

Sie fielen reuig auf das Knie
Und beteten im Kreis,
Und mit dem Spielmann sangen sie
Dann Gottes Lob und Preis. —

(G. Görres.)

Von der Liebe und den zehn Geboten Gottes.

1. Werth der Liebe, oder: Franz von Sales.

Der große Lehrer schöner Tugenden durch Wort und That, der heilige Franz von Sales, ein wahrer Jünger der Liebe, da ja sein ganzes Leben nur Liebe war, versteht es wohl am Besten, uns die Vortrefflichkeit und Größe dieser göttlichen Tugend zu schildern. Vernehmen wir seine Worte: „Wo die Liebe nicht ist," sagt er, da ist der ganze Tugendvorrath ein unnützer Steinhaufen. Sie muß unseren Werken ihren Werth vor Gott geben; und vor Ihm ist der Werth unserer guten Werke desto größer, je reiner sie aus der Quelle der Liebe zu Ihm hervorgehen. Mag die den guten Werken eigene höhere oder mindere Würde, und die mit der Ausübung derselben verbundene geringere oder größere Schwierigkeit dieser nach einer richtigen Schätzung einen höheren, jener einen niedrigeren Grad der Verdienstlichkeit verschaffen! Alle verlieren das Verdienstliche, das sie dem Anscheine nach an sich haben, wenn sie nicht im Stande der Gnade geschehen sind und folglich ihren Ursprung nicht in der Liebe haben." — Dann fährt er fort und gibt in einem schönen Gleichnisse den Vorrang der Liebe vor dem Glauben und der Hoffnung an, wie folgt: „Dem Glauben wird das Heil gezeigt, der Hoffnung bereitet; aber der Liebe allein wird es gegeben. Der Glaube zeigt den Weg in das Land der Verheißung, gleich jener Wolken- und Feuersäule, die hell und dunkel zugleich war, und den Israeliten den Weg in's gelobte Land zeigte. Die Hoffnung nährt uns mit dem Manna ihrer Lieblichkeit. Allein die Liebe führt uns, wie die Bundeslade, in das himmlische Reich, das den wahren Israeliten verheißen war, und wohin die Säule des Glaubens uns nicht mehr zum Führer dient, noch auch das

Manna der Hoffnung uns ferner speiset." (Geist des heil. Franz von Sales, I. Band.) Ein neuer Vorzug der Liebe vor dem Glauben und der Hoffnung besteht sonach darin, daß uns die Liebe auch noch in's Jenseits begleitet, und daß sie nie vergeht, wie der Apostel sagt, während sich der Glaube nach diesem Leben in Schauen, die Hoffnung in Genießen verwandeln wird.

---

2. Werth der Liebe, oder: Die wunderbare Umwandlung.

Augustin war, so lange er die Welt und ihre Freuden, ihre Sünden und Laster liebte, ganz weltlich und irdisch. Als ihn aber die Glut der göttlichen Liebe ergriffen hatte, da ward er auf einmal ein ganz anderer Mensch. Vorher hatte er seines Gottes gespottet; und nun fühlte er sich überselig im Besitze desselben. Solche Umgestaltung vermag die heilige Liebe im menschlichen Herzen hervorzubringen! Augustin gesteht dieß selbst, indem er in einer seiner Predigten an seine Zuhörer also redet: „Was du liebest, o Mensch! das bist du. Liebest du die Erde, so bist du Erde; liebest du Gott, so wirst du — nein, ich getraue mir's nicht zu sagen, aber die heilige Schrift selbst sagt es: Du wirst Gott sein; denn der Psalmist ruft aus: Ich habe es gesagt: Ihr alle seid Götter und Söhne des Allerhöchsten." — Fühlend diese außerordentliche Kraft der göttlichen Liebe betete er deßhalb in seinen Bekenntnissen: „O immer alte und immer neue Schönheit! zu spät lieben wir dich. Verflucht sei die Zeit, die wir verloren haben! Wir wollen sie mit dem ganzen Eifer unserer Liebe wieder ersetzen. O göttliches Feuer, das du ohne Unterlaß brennest, ohne zu erlöschen! entzünde uns mit deiner göttlichen Liebe, die in uns Alles, was irdisch ist, verzehren soll, auf daß wir in der Zeit und in der Ewigkeit in dich umgewandelt werden mögen!"

---

3. Werth der Liebe, oder: Die Kunst, stets fröhlich zu sein.

In dem Kloster auf dem Berge Sinai lebte ein Koch, der täglich für mehr als zweihundert Personen zu kochen

hatte, und bei seinem flammenden Feuerheerde immer heiter und fröhlich war. Der Abt, der ihn nie anders als freudig lächelnd sah, fragte ihn einmal: „Wie ist es doch möglich, daß du bei deiner vielen Mühe und Arbeit immer so vergnügt und zufrieden sein kannst, und nie unwillig wirst?" „Dieß kommt daher," sagte der Koch, „weil ich Alles, was mir zu thun obliegt, aus Liebe zu den Menschen und ganz vorzüglich aus Liebe Gottes vollbringe. Und die Liebe macht Alles süß und leicht."

(Blumen der Wüste S. 166.)

4. Macht der Liebe, oder: der heilige Vincenz von Paul.

Um das Jahr 1576 wurde in einem einsamen Dörflein der Landschaft Gascogne an dem Fuße der Pyrenäen ein Knäblein geboren, welches nachmals als ein bewunderungswürdiges Muster heiliger Gottes- und Nächstenliebe allgemein angestaunt und bewundert wurde.

Vincenz von Paul ist sein Name, und die segenstiftende Congregation der Missionspriester (Lazaristen), sowie das herrliche Institut der barmherzigen Schwestern nennen ihn mit Liebe und Ehrfurcht ihren Vater und Stifter. Die Eltern des heiligen Vincenz waren überaus arm an irdischen Gütern, aber unaussprechlich reich an Tugend und Gottesfurcht. Bald entdeckte man an dem kleinen Vincenz außerordentliche Geistesgaben; man bestimmte ihn deßhalb für die Studien, die er auch mit dem günstigsten Erfolge vollendete, so daß er zum Priester geweiht wurde. Arm von Geburt aus blieb er es auch als Priester. Und dennoch hat kein Kaiser und König auf Erden und kein Millionär je so große Dinge gethan, wie der heilige Vincenz von Paul. Er gründete Kranken- und Findelhäuser, verpflegte Tausende von Armen und Leidenden — und hatte bei allem dem keinen Pfennig, den er sein nennen konnte. Woher diese wunderbare Erscheinung? Das ist die Macht der christlichen Liebe; sie macht auch den Armen reich. O! wo die Liebe ist, da ist Gottes Segen, da gelingt Alles. Was Millionen Gulden und hundert Goldkönige nicht vermögen, das vermag ein einziger armer, schwacher Mann, wie der

heilige Vincenz, der von Gottes- und Nächstenliebe glüht. Merke dir das, christliche Seele! und trachte auch du nach dieser so mächtigen Liebe!

5. Die höchste Stufe der Liebe, oder: die Frau mit der brennenden Fackel.

Wenn unsere Liebe eine wahre und zugleich vollkommene sein soll, so müssen wir Gott nicht aus Eigennutz lieben, nicht deßhalb, weil er uns belohnt und straft, sondern einzig und allein um seiner selbst willen. — Welche hohe Lehre gab uns in dieser Beziehung einst eine Frau in Alexandrien! Sie erschien eines Tages auf dem Platze dieser großen Stadt, und hielt in der einen Hand ein Gefäß mit Wasser und in der andern eine brennende Fackel; und da man sie fragte, was sie hiemit wolle? gab sie zur Antwort: Mit dieser Fackel möchte ich den Himmel verbrennen, und mit diesem Wasser das Feuer der Hölle auslöschen, damit man Gott hinfort nicht aus Hoffnung einer Vergeltung, nicht aus Furcht vor der Strafe liebte, sondern einzig und allein um seiner selbst willen und wegen seiner anbetungswürdigen Vollkommenheit.

Welche schöne Gesinnung, würdig einer großen Seele, die da erkennt, was Gott ist, und wie sehr Er um seiner selbst willen alle unsere Liebe verdiene.

(Mehler's Beispiele.)

6. Die höchste Stufe der Liebe, oder: Der Einsiedler mit der brennenden Liebe.

Wenn man uns sagen würde, daß in einem gewissen Lande ein schöner, heiliger, gelehrter, freundlicher und mitleidiger Fürst zu finden sei, so würden wir denselben ganz gewiß schon deßhalb lieb haben, falls er uns auch nie die geringste Wohlthat erwiesen hätte. Wie dürfte man aber wohl diese Eigenschaften eines solchen guten Fürsten mit den Vollkommenheiten Gottes vergleichen wollen? Gott besitzt alle Vollkommenheiten und besitzt sie auf eine unendliche Weise; Er besitzt alle Gaben und alle Schönheit, um unsere

Liebe zu verdienen; Er ist die unendliche Güte, die unendliche Weisheit, die unendliche Barmherzigkeit. Schon um seiner Güte willen verdient er alle unsere Liebe. — In den Lebensbeschreibungen der Altväter wird erzählt, daß einmal zwei Mönche in der Wüste lebten, welche leibliche Brüder waren. Eines Tages nun gab der Teufel einem von ihnen den Gedanken ein, daß sein Bruder von Gott verworfen sei. Der einfältige Bruder glaubte es und ward deßhalb sehr betrübt. Da fragte ihn nun der andere einmal, warum er denn so traurig sei, worauf jener ihm die vermeinte Offenbarung erzählte. „Gott sei gepriesen, wenn es so sein heiligster Wille ist!" antwortete darauf der fromme Bruder ganz demüthig; „aber deßungeachtet will ich Ihn in diesem Leben lieben, so viel ich vermag; denn ich liebe Ihn weder aus Furcht vor der Hölle, noch aus Hoffnung, dereinst in den Himmel zu kommen, sondern bloß deßhalb, weil Er über Alles geliebt zu werden verdient." In der folgenden Nacht erschien ein Engel dem betrogenen Bruder und offenbarte ihm, daß sein Bruder in die Zahl der Auserwählten eingeschrieben sei. (Liguori.)

---

7. Der vorzüglichste Grund unserer Liebe.

Nichts soll uns mehr zur Liebe Gottes hinziehen, als die Betrachtung des großen Erlösungswerkes; denn hierin liegt der höchste Erweis der göttlichen Liebe. „So sehr hat Gott die Welt geliebt, daß Er sogar seines eingebornen Sohnes nicht verschonte, sondern Ihn dahin gab, auf daß Jene, die an Ihn glauben, nicht verloren gehen, sondern das ewige Leben haben." (Joh. 3, 16.) — Wenn die heilige Maria Magdalena von Pazzis die Liebe des leidenden und sterbenden Erlösers betrachtete, gerieth sie oft in eine Art Verzückung, und ergriffen von der himmlischen Liebesflamme rief sie aus: „O Gott der Liebe! O Gott der Liebe! Die Liebe, mein Jesus, die du zu den Menschen hast, ist allzugroß." — Eines Tages nahm sie ein Bild des Gekreuzigten und lief damit durch das Kloster, ausrufend: „O Liebe, o Liebe! Ich werde nie aufhören, dich, o Gott! die Liebe zu nennen." Dann wandte sie sich zu ihren Mitschwestern und sprach: „Wisset ihr nicht, theuere Schwestern! daß mein Jesus nichts

Anderes ist, als Liebe? O möchte die ganze Welt meine Stimme hören, auf daß von Allen die Liebe Jesu erkannt und geliebt würde!“ — Und zuweilen begann sie mit der Klosterglocke zu läuten, damit alle Völker der Erde, wie sie wünschte, herbeikämen, um ihren Jesum zu lieben. — O zarte, o glühende Liebe! (In vita, cap. 11.)

8. Die wahre Liebe scheut kein Opfer.

Der heilige Dominikus wurde einst von seinen Feinden, den Ketzern, ganz allein ergriffen und gefragt, was er denn thun würde, wenn sie ihn jetzt tödten und ihren Rachedurst mit seinem Blute löschen wollten? Ganz ruhig erwiderte er: „Nichts würde ich thun, als euch inständig bitten, mich nur recht langsam zu martern, damit ich länger leiden, und so meine Liebe gegen Gott durch Geduld um so mehr beweisen könnte.“ (Lohn. Biblioth. I. 242.)

9. Die wahre Liebe scheut kein Opfer.

Papst Pius V. war, obwohl schon alt und gebrechlich, doch unermüdlich im Dienste Gottes und in Erfüllung seiner schweren Pflichten. — Da ihm nun die Aerzte, sowie auch seine Verwandten riethen, sich mehr zu schonen und seine Gesundheit sorgfältiger zu pflegen, und sie versicherten, ihre Liebe zu ihm nöthige sie, ihn von seiner so schonungslosen Thätigkeit zurückzuhalten, so antwortete er ernst: „Der Stuhl des heiligen Petrus ist kein Schlafstuhl, sondern ein Sorgenstuhl, und Gesundheit und Verlängerung des Lebens ist das Letzte, um das sich ein Papst zu bekümmern hat.“ (Lohn Biblioth. III. 510.)

10. Ein Bild der Liebe.

In England wurde einst von den Edelleuten ein Ritterspiel gehalten. Jeder der Kämpfer hatte auf seinem Schilde eine Blume gemalen, der Eine eine Rose, der Andere — eine Lilie oder Tulpe u. s. f. Der Herzog selbst aber hatte auf

seinen Schild einen ganzen Strauß, welcher alle Blumen der Andern enthielt, malen lassen, mit der Unterschrift: „In mir Alle!“ — Diesem Strauße ist gleich die Liebe, welche alle andern Tugenden und guten Werke in sich faßt.

---

11. Nächstenliebe, oder: Einer, der noch für etwas Anderes sorgte als der barmherzige Samaritan.

Die nachfolgende Erzählung enthält einen schönen Zug treuer Sorgfalt für das Seelenheil des Nebenmenschen. — Zu Blumenhagen im Lüneburgischen fand der Hirte Hoppenwohrt vor dem Dorfe im Schnee einen armen kranken Menschen. Er eilte zu den Gemeindevorstehern; aber Niemand wollte sich um denselben bekümmern. Da ging Hoppenwohrt hin, lud den Kranken auf seinen Schubkarren, und brachte ihn in seine Hütte. Weil derselbe voll Ungeziefer war, so zog er ihm seine Lumpen aus, gab ihm ein reines Hemd, und machte ihm von Stroh und Betten ein Lager. Hierauf fragte er ihn um seine Religion und seinen Seelenzustand, und ob er einen Geistlichen wünsche. Der Kranke bekannte, daß er sich lange nicht um seine Seele bekümmert, und in Trunksucht und andern Lastern gelebt habe, jetzt aber Reue fühle und gerne einen Geistlichen sprechen möchte. — Der Hirte ging noch an demselben Abende durch den tiefen Schnee nach Edmissen, wo ein Geistlicher wohnte, und bat diesen, ja am folgenden Morgen nach Blumenhagen zu dem Kranken zu kommen. Beim Anbruche des nächsten Tages war er schon wieder im Pfarrhofe. Der Geistliche glaubte, daß der Kranke gestorben sei. „Nein!“ antwortete der Hirte, „ich komme nur, Ihnen den Weg zu zeigen, weil vor dem tiefen Schnee kein Weg zu sehen ist, und Sie Sich also leicht verirren könnten.“ Darauf nahm er etwas Geld aus der Tasche und legte es auf den Tisch. „Was soll das?“ — „Es sind Ihre Gebühren, Herr Pfarrer!“ — „Wie? ich meinte, der Kranke wäre arm?“ — „Ja, das ist er; aber ich kann doch nicht verlangen, daß Sie Sich umsonst bemühen sollten.“ Der Pfarrer nahm das Geld natürlich nicht an, setzte sich auf sein Pferd, und der brave Hirte watete vor dem Pferde hin. Der Kranke beichtete bußfertig, empfieng das heilige Abendmahl und verschied nach wenigen Stunden;

der Hirte aber hatte den Trost, daß er Alles gethan hatte, was er konnte, einen Elenden an Leib und Seele zu erquikken und vom ewigen Verderben zu retten. — Gehe hin und thue deßgleichen. (Beispiele des Guten.)

12. Nächstenliebe für fremdes Seelenheil, oder: Der heidnische und der christliche Weise.

Zu dem heidnischen Weltweisen Diogenes, der zu seiner Zeit wegen seiner sinnreichen Aussprüche und wegen seiner seltsamen Genügsamkeit in großem Rufe stand und in einem Fasse seine Wohnung hatte, — zu diesem heidnischen Weltverachter kam einst der Welteroberer Alexander der Große und sprach zu ihm: „Begehre von mir irgend eine Gnade, und ich will sie dir gewähren!" Diogenes erbat sich von Alexander nichts weiter, als daß er ihm aus der Sonne gehen möchte.

Zu dem christlichen Einsiedler Nilus, der im zehnten Jahrhundert der christlichen Zeitrechnung wegen seiner weisen Rathschläge und seiner großen Armuth sehr berühmt war, kam eines Tages ebenfalls ein mächtiger Monarch, Kaiser Otto III., und sprach zu ihm: Begehre von mir, was du willst! Ich betrachte dich als meinen Sohn, und werde es dir mit Freuden gewähren." Der heil. Nilus legte dem Kaiser die Hand aufs Herz und sagte: „Das Einzige, was ich von dir begehre, ist, daß du an das Heil deiner Seele denken mögest. Obgleich du Kaiser bist, wirst du doch sterben, und gleich andern Menschen Gott Rechenschaft geben müssen." — Ueber die Antwort des heidnischen Faßbewohners wunderte sich der Weltgebieter so sehr, daß er beinahe gewünscht hätte, die Rolle des Alexander mit jener des Diogenes zu vertauschen. Aber was war diese, im heidnischen Alterthume so gepriesene Antwort, im Vergleiche mit jener des heil. Nilus? — Vor dieser erblaßt sie, wie ein kümmerliches Nachtlicht vor der Sonne. So wenig Diogenes von Alexander begehrte, so begehrte er doch nur was ihm selbst und bloß seinem Leibe zu Gute kam. Der christliche Einsiedler dagegen begehrt gar nichts für sich und wendet seine Fürsorge dem Seelenheile des mächtigen Gönners zu. Eigennutz, Genußsucht, Verachtung des Nächsten athmen

aus der Bitte des heidnischen Weisen. Vollendete Abtödtung und Nächstenliebe athmen aus der Bitte des christlichen Weisen. Was hätte Nilus nicht Alles verlangen können! Und doch wollte er nur eine Seele retten. Welches erhabene Beispiel von christlicher Nächstenliebe.

(Hohenauer's Blumenlese.)

---

13. Nächstenliebe gegen Unglückliche, oder: Der Erzbischof d'Apchon.

In der Stadt Auch in Frankreich entstand im Jahre 1781 eine Feuersbrunst. Der Erzbischof des Sprengels, d'Apchon, eilte herbei, um die Rettenden durch sein Beispiel zu ermuntern. Mitten durch Rauch und Flammen schrie ein Weib aus dem obern Stockwerke eines brennenden Hauses um Hilfe für ihren Säugling und hielt ihn aus dem Fenster der dichten Menschenmenge entgegen. „Wer rettet das Kind?" rief der Bischof. — Keiner wagte sich in die Gefahr; denn schon drohte das Haus den Einsturz. „Dreitausend Livres geb' ich dem Retter!" forderte der Erzbischof mit lauter Stimme auf. — „Zwölftausend Livres Renten!" überbot sich der edle Prälat; „hinauf, der unglücklichen Mutter zu Hilfe!" — Vergebens! keiner der Anwesenden wollte das lebensgefährliche Wagstück unternehmen. — „So will ich selbst der Retter sein," rief d'Apchon, warf sein bischöfliches Gewand ab, und stürzte sich in das brennende Gebäude. Nach wenigen Augenblicken kommt er aus den Rauchwolken zurück und trägt das Kind in dem einen Arme, während er mit dem andern die halbbewußtlose Mutter fortschleppt. Gleich darauf stürzt das Haus zusammen. Der edelmüthige Erzbischof übergibt der freudetrunkenen Mutter ihren geretteten Liebling und händigte ihr zugleich die Summe ein, welche er vergebens für deren Rettung ausgeboten hatte.

(Münchs's Lesebuch.)

---

14. Nächstenliebe gegen Unglückliche, oder: Der brave Mann.

In Italien liegt eine Stadt, die Verona heißt; und bei derselben fließt ein Strom vorbei, welcher die Etsch genannt

wird. Diese Etsch war im Winter zugefroren. Ein plötzlich einfallendes Thauwetter aber brach das Eis und machte den Strom auf einmal anschwellen. Die Gewalt des Grundeises riß einen der Brückenbogen an beiden Ufern ein; nur der mittelste Bogen that noch einigen Widerstand. Auf demselben ruhte ein kleines Häuschen, in welchem sich der Zöllner mit seiner ganzen Familie befand. Das Geschrei dieser Unglücklichen, welche um Rettung fleheten, zog eine Menge Menschen herbei; aber da war Keiner, der es wagen wollte, ihnen zu Hilfe zu kommen. Indeß sank ein Stück dieses letzten Bogens nach dem andern hin, und man erwartete mit jedem Augenblicke den gänzlichen Einsturz desselben. Plötzlich sprengte unter die Menge der mitleidigen Zuschauer ein edler Graf (Spolporini war sein Name) und hielt einen Beutel mit Gold empor, den er demjenigen zu geben versprach, der den unglücklichen Zöllner mit seiner Familie retten würde. Aber es fand sich Keiner; denn die Lebensgefahr, die damit verbunden war, schien Allen zu groß und zu schrecklich zu sein. Endlich drängte sich durch die Haufen ein armer Landmann, dem wohl Niemand so viel Edelmuth zugetraut hätte. Derselbe sprang in einen Kahn und ruderte der Gewalt des Eises und der Wellen ungeachtet, hin zu dem einstürzenden Bogen. Die schon von Todesangst ergriffene Familie des Zöllners ließ sich eiligst an einem Seile hinab in seinen Kahn, und glücklich brachte er sie ans Ufer. Kaum waren sie gelandet, so stürzte der Bogen mit dem Häuschen ein. Die Luft erscholl von Frohlocken der Zuschauer. — Jetzt bot der Graf dem edelmüthigen Erretter die verheißene Belohnung dar. Aber — wer erstaunte nicht, da er diesen kaltblütig zurücktreten und sich weigern sah, den Beutel anzunehmen! „Für Geld," sprach er, „habe ich mein Leben nicht gewagt; hier ist eine unglückliche Familie, die jetzt Hab und Gut verloren hat; ihr geben Sie, was Sie für mich bestimmt hatten." — Mit diesen Worten kehrte er sich um und verlor sich unter der Menge. Sein Name ist nicht bekannt geworden; aber im Himmel steht er geschrieben.

(Campe.)

15. Nächstenliebe gegen Unglückliche, oder: Die Mönche auf dem St. Bernhard.

Einer der Alpenpässe zwischen Italien und der Schweiz ist jener des großen Bernhard, über den man aus dem Thale Aosta nach dem Kanton Wallis gelangt.

Auf diesem hohen Berge dauert der Winter acht Monate lang, und auch in den vier übrigen vergeht keine Nacht, in welcher es nicht friert. Hier oben wachsen weder Bäume noch Gras oder Blumen, wohl aber findest du ewigen Schnee und nie schmelzende Eismassen, welche die darüber hinstreichenden Gebirgswinde noch kälter und rauher machen. Oft brechen diese als Wirbelwinde hervor, bewegen den Schnee wie Wellen des Meeres und verursachen den Sturz der Lavinen. Wehe dem armen Wanderer, der ruhig seine Strasse dahinziehend von solchen Unfällen getroffen wird. In dieser ungeheuren weißen Einöde erkennt er nicht mehr die Spuren des Weges; er weiß nicht mehr, wohin er seine Schritte lenken soll; die Kälte erstarrt seine Glieder, die Weiße des Schnee's blendet seine Augen, der Wind benimmt ihm den Athem. Mit jedem Schritte tief in den Schnee hinabsinkend — fürchtet er die Nähe eines verdeckten Abgrundes, fürchtet er seinen Untergang. Verzweifelter Muth hält ihn noch eine Weile aufrecht; aber bald schwinden bei der gewaltigen Anstrengung die Kräfte, ermattet sinkt er nieder in die Schneemasse, und große Flocken fallen auf ihn herab, als wollten sie noch vor dem Tode das Grab ihm bereiten.

Und vielleicht ist's eine Mutter mit ihrem Kinde auf dem Rücken, das sie dem Ehemann jenseits der Berge in die Arme legen will, vielleicht ist's ein Vater, der, von seiner Familie erwartet, auf dem Heimweg begriffen ist, ihr das sauer erworbene Brod zu reichen; vielleicht ist's ein Reisender, der nach langem Umherirren in der Welt sein theures Vaterland wieder zu sehen und die sinkenden Tage seiner Eltern neu zu beleben hofft.

Wer wird des armen Wanderers in solchem Elende gedenken, wer ihm zu Hilfe eilen?

Die fromme Liebe, meine Theueren! Seid überzeugt! überall, wo Nothleidende, wo Duldende, wo Weinende sich finden, weiß die fromme Liebe, Beistand, Schutz und Trost zu spenden.

Auf diesem 7500 Fuß über dem Meere erhabenen Gipfel hat ein frommer Einsiedler, Bernhard, ein Kloster errichtet, dessen Bewohner, getrennt von aller Welt, allen Bequemlichkeiten entsagend, es sich zur Aufgabe ihres Lebens gemacht haben, den Reisenden zu Hilfe zu eilen. Wenn Schnee fällt, wenn der Sturm braust, läuten die Mönche die Glocke des Hospitiums, deren Ton die Verirrten wieder auf den rechten Weg bringt; dann gehen sie nach verschiedenen Seiten hinaus, zu suchen und zu sehen, ob Jemand in Gefahr sei. Zu Begleitern, zu Theilnehmern so edler Bemühung haben sie sich große, weiße Hunde auserseben, die hiezu besonders abgerichtet, fortwährend bellen und umher spüren, ob nicht etwa ein Mensch sich in der Gegend verirrt habe. Wenn nun auch ein Unglücklicher, der Ohnmacht nahe, kaum das Anschlagen der Glocke, das Rufen der guten Einsiedler vernimmt, wenn er nicht genug Kraft besitzt, seinen Hilferuf nach jener Richtung hin ertönen zu lassen, so ist er darum noch nicht dem Tode preisgegeben, denn siehe! da kommt in großen Sätzen mit einem Male eines jener guten Thiere, einer jener großen Schäferhunde herbeigesprungen, wirft sich auf den Halbverschmachteten, haucht ihn an und beleckt ihn, streckt sich über ihn hin und erwärmt ihn, rüttelt und schüttelt ihn und bellt ohne Aufhören. Der halbtodte Wanderer kommt zu sich, streckt die Hand nach dem Thiere aus, findet an dessen großen Halsbande ein Fläschlein mit gebranntem Wasser, genießt einige Tropfen davon und fühlt sich erquickt. Indessen kommen die Mönche, durch das Bellen des Hundes benachrichtiget, mit allerhand Erfrischungen und Stärkungen, mit geistigen Getränken und stärkenden Belebungsmitteln herbei, tragen ihn in's Hospiz und vollenden dort in den bequemen und reimlichen Zimmern — durch warme Betten kräftige Speisen, im Nothfalle auch durch Arzneien das Werk der Wiederherstellung. Und wenn dann die schlecht, Witterung aufhört, setzt der Gerettete seine Wanderung forte

Während die meisten Hunde abgerichtet werden, dem Wild nachzustellen oder das Haus zu bewachen, werden sie hier erzogen, Menschen zu finden und ihnen das Leben zu retten. So weiß der liebevolle Sinn der Mönche, die sich selbst so großen Beschwerden und so vielen Gefahren aussetzen, den Instinkt dieser Thiere zum Heile der Menschen zu benützen, und jener Vater, jene Mutter, jener Reisende

ziehen weiter und segnen die Wunder der Wohlthätigkeit und der Nächstenliebe, welche nur der Glaube zu vollbringen im Stande ist. (Caesare cantu.)

---

16. Nächstenliebe gegen Arme, oder: Der Irrthum.

Im Saale des Cardinals Farnese fand sich unter andern Bittenden auch eine Wittwe mit ihrer siebzehnjährigen Tochter ein. Der Cardinal ging auf sie zu und fragte gütig, ob er ihnen auf irgend eine Art nützlich werden könnte? — „Noch vor Einbruch der Nacht,“ sagte die Wittwe mit nassen Augen, „muß ich, weil ich die Miethe nicht zahlen kann, meine Wohnung räumen, wenn ich die Tugend meiner Tochter dem bösen Wirthe nicht opfern will. — Mit fünf Dukaten ist mir aber geholfen; Ew. Eminenz bekannte Barmherzigkeit gibt mir den Muth, um diese Unterstützung zu bitten.“

Der Cardinal schrieb einige Zeilen, übergab sie ihr mit der Weisung, mit denselben zu seinem Haushofmeister zu gehen, und fügte noch die väterliche Mahnung hinzu, immer so fest, wie jetzt, an der Tugend zu halten, wo es dann an seinem Schutze und seiner Hilfe nie fehlen soll.

Die Wittwe eilte nun, von Dank und Freude durchdrungen, zum Haushofmeister, zeigte des Cardinals Handschrift vor und erhielt fünfzig Dukaten ausbezahlt.

„Das ist ein Irrthum, mein Herr!“ sagte die Wittwe; „nur um fünf Dukaten habe ich Se. Eminenz gebeten.“

„Der Befehl lautet auf fünfzig,“ antwortete der Haushofmeister. „So hat der Herr Cardinal sich verschrieben!“ entgegnete die Wittwe.

„Nimmermehr!“ versetzte der Haushofmeister; „nehmen Sie das Geld, sonst habe ich Verdruß mit meinem Herrn.“ Die Wittwe nahm aber dennoch die fünfzig Dukaten nicht, sondern hielt so lange mit Bitten an, bis der Haushofmeister mit ihr zum Cardinal ging, damit dieser über die zweifelhafte Sache entscheide.

Der Cardinal hörte die Wittwe freundlich an, nahm dann das Blatt, schrieb statt 50 nun 500 Dukaten, und gab ihr die Anweisung mit den Worten zurück: „Ich hatte mich in der That geirrt, wie ich nun aus Ihrem Verhalten in

dieser Sache deutlich sehe. Eilen Sie, Ihren nichtswürdigen Wirth zu bezahlen, dann Ihre Wohnung zu verlassen und Ihre übrigen Schulden zu tilgen! Was von diesem Gelde übrig bleibt, ist einer so redlichen Mutter zur Ausstattung für die tugendhafte Tochter bestimmt.

17. Nächstenliebe gegen Arme, oder: der Edelmann und der Bettler.

Ein junger Edelmann, welcher mit vielen Andern seines Gleichen den König Heinrich den Vierten auf die Jagd begleitete, traf im Walde einen alten armen Mann an, der Holz gesammelt hatte und unter der Bürde desselben zusammengesunken war. Kaum sah dieß der Edelmann, so sprang er vom Pferde, lief auf den Alten zu und half ihm auf. Als er merkte, daß der arme Mann durch den Fall sich beschädiget hatte und hin und wieder blutig war, schenkte er ihm nicht nur Alles, was er an baarem Gelde bei sich hatte, sondern befahl auch seinem Diener, ihn auf sein Pferd zu nehmen, und zum nächsten Wundarzte zu bringen, um ihn verbinden zu lassen. Dann schloß er sich wieder an den Zug des Königs an. Einer der Höflinge machte dem edlen Jünglinge Vorwürfe über dieses Benehmen und fragte ihn, ob er sich nicht schäme, eines Bettlers wegen den König verlassen zu haben? „Warum das?" antwortete der Edelmann, „soll ich eine Handlung, welche die Menschlichkeit gebietet, wenn es dem Könige keinen Schaden bringt, lieblos versäumen?" Sie sollten sich vielmehr schämen, daß Sie nicht ein Gleiches zu thun bereit waren." Der gute König, welcher sich in einer kleinen Entfernung befand und Alles mit angehört hatte, wurde von der edlen Denkungsart des Jünglings so gerührt, daß er ihm von Stunde an seine besondere Gunst schenkte und ihm bei jeder Gelegenheit Beweise davon gab. (Beispiele des Guten.)

18. Nächstenliebe gegen Gefangene, oder: der heilige Paulinus von Nola.

Einstens wurde das Königreich Neapel von den Vandalen gänzlich ausgeplündert, und viel Volkes, worunter auch

nicht wenige Einwohner der Stadt Nola waren, wurde von ihnen in die Gefangenschaft geschleppt. Viele Hunderte dieser Unglücklichen flehten den Paulinus, Bischof von Nola, um Hilfe an, und er gab sein ganzes Vermögen hin, um so Viele, als nur immer thunlich war, loszukaufen. Jetzt kam auch eine arme Wittwe zu ihm, deren Sohn fortgeschleppt worden war, und bat ihn mit weinenden Augen, ihr doch so viel Geld vorzustrecken, daß sie ihren Sohn wieder loskaufen könne. Der heilige Bischof hatte selbst nichts mehr; wie sollte er ihr nun helfen? Er bietet sich für ihren Sohn als Gefangener an. „Liebe Tochter!" spricht er zu ihr, „sehr gerne wollte ich dir geben, was du bedarfst, damit dir geholfen würde; allein ich habe selbst nichts mehr. Ich will aber für deinen Sohn Gefangener sein. Biete mich nur anstatt deines Sohnes an, und du wirst ihn alsbald erhalten!" — Die Wittwe erstaunte über diesen Antrag des heiligen Bischofs, und wollte denselben durchaus nicht annehmen. Der Heilige aber ließ alle ihre Einwendungen nichts gelten, und beredete sie endlich, daß sie in seinen Antrag willigte. Er begab sich mit ihr auf die Reise nach Afrika. Als sie dort anlangten, war ihr Sohn daselbst als Gefangener. Da legte nun die Wittwe ihre Bitte um die Loslassung ihres Sohnes und die Gründe vor, warum sie diese Loslassung so dringend verlange. Zugleich bot sie den Paulinus, der schon als Sklave verkleidet war, für ihn als Gefangener an. Ihrer Bitte wurde willfahrt, der Sohn freigelassen, und der heilige Bischof anstatt seiner unter die Gefangenen eingereiht.

---

19. Ein edles Opfer für die leidende Menschheit.

Vor etwa 150 Jahren wüthete in der französischen See- und Handelsstadt Marseille die Pest in einem sehr hohen Grade. Eltern verließen ihre Kinder, Kinder ihre Eltern, um vor der Ansteckung bewahrt zu werden. Das Elend war so hoch gestiegen, daß man dieß nicht mehr für Undankbarkeit oder Lieblosigkeit ansah. — Die Aerzte versammelten sich zur Berathung über Mittel, wodurch der Seuche Einhalt gethan werden konnte. Alle stimmten darin überein, daß diese Krankheit eine besondere, verborgene Eigenschaft habe, die

durch das Oeffnen eines daran Verstorbenen gefunden werden könne. Aber Alle stimmten auch darin überein, daß das Oeffnen eines solchen Verstorbenen mit der größten Gefahr für das Leben desjenigen verbunden sei, der es vornehme. Todenstille entstand unter den Aerzten bei dieser Entscheidung. — Da stand ein Wundarzt, Namens Heinrich Guyon, ein kraftvoller Mann in der Blüthe seines Lebens, berühmt durch seine Kenntnisse und wohlthätigen Handlungen, plötzlich auf, und sagte entschlossen: „Sei es so! ich weihe mich der Rettung meiner Vaterstadt und betheuere vor dieser Versammlung im Namen der Religion und Menschheit, daß ich morgen mit Anbruch des Tages einen an der Pest Verstorbenen öffnen, und was ich finde, während der Operation niederschreiben will.“ — Augenblicklich verließ er die Versammlung. Man bewunderte, beklagte, zweifelte aber noch. Aber Guyon führte es aus. Er war unverheirathet, reich, machte sein Testament, worin er viele milde Stiftungen mit reichlichen Vermächtnissen bedachte, beichtete, communizirte, versah sich mit einem Crucifix und Schreibzeug, und fing an, den Toden zu seciren. Sorgfältig schrieb er, was er dabei beobachtete, auf's Papier und tauchte es in Essig, begab sich nach vollbrachter Sache in's Pestkrankenhaus und starb nach 12 Stunden des edelsten Todes. „Daran haben wir die Liebe Gottes erkannt, daß Er sein Leben für uns gelassen hat; darum sollen auch wir das Leben lassen für die Brüder.“ (Mehler's Beispiele.)

---

20. Hartherzigkeit und Mitleid gegen die Armen, oder: der bekehrte Reiche.

Der Graf Wilhelm von B . . . . gehörte zu den Jünglingen, welche ihr Leben in Lust und Freude verbringen; seine Kleider bekam er aus Paris, seine Pferde aus England, seine Pagen aus Tirol, seine Weine aus Frankreich, seine Gemälde aus Italien; der junge „Lebemann“ hatte, um dieß eben recht sein zu können, die ganze Welt in Contribution gesetzt. — Reich, geistvoll, schön, leicht zugänglich mußte er viele Freunde haben, und dennoch langweilte er sich, lächelte seit seinem ein und zwanzigsten Jahre fast nicht mehr, daß er auf sich, den reichen Glücklichen, den Spruch hätte

anwenden können: Es gibt nichts, das mir noch Freude machen könnte. — Er liebte die Jagd nicht mehr, war der Gastmahle überdrüssig, tanzte nicht mehr, glaubte nicht mehr an die Beständigkeit der Frauen, an den Zauber der Künste und der Freundschaft; er hatte Alles, selbst die Hoffnung aufgegeben. Doch nein, ich täusche mich, es blieb ihm noch eine tief in der Seele lockende Leidenschaft: die des Spieles. Nur am Spieltische voll Karten und Geld fand er einigen Gefallen, Alles Andere verursachte ihm keine Rührung; da fühlte er wenigstens noch Etwas; der Wechsel des Spielglücks, das Gewinnen und Verlieren, sprachen ihn an und regten ihn auf. Als er eines Tages sehr übler Laune und mißgestimmt gewesen war, baten ihn seine Freunde, eine große Tanzgesellschaft zu geben, welche Bitte er ihnen auch gewährte, sich jedoch vorbehielt, dabei nicht tanzen zu dürfen. Einem jungen Künstler sagte er: Ich gebe ihnen Geld zur Verherrlichung des Festes, damit es an nichts fehle. Der junge Maler ließ sich dies nicht zweimal sagen, und führte die Verzierung der Säle wahrhaft geschmack- und prachtvoll aus; nie hatte man in der guten Stadt einen solchen Lichtglanz und eine solche Blumenpracht noch gesehen. Man glaubte sich aus der Nacht in hellen Sonnenschein und aus dem Winter in den Frühling versetzt. — Der Ball wurde in der strengsten Winterzeit gegeben; seit mehr als acht Tagen waren alle Dächer der Stadt mit Schnee bedeckt, und die Façaden der Häuser mit Eiszapfen, und sahen aus wie crystallisirt. Die Felder, die Wiesen mit ihrem Grase und ihren gefrornen Bächlein waren Verstorbenen in weißem Todtengewande gleich, überall Traurigkeit, Oede und Betrübniß. Die Reichen fror es in ihren wohlverschlossenen Häusern, und sie drängten sich in dichtem Kreis um die behaglichen Kamine. Aber die rechte, die bittere Noth traf die Armen, diejenigen, welche keine gut schließenden Thüren, keine Vorfenster, keine Bettvorhänge, kein Holz, kein Feuer in ihrem Ofen haben! Ach! die Kälte ist etwas schreckliches, in der schönen Jahreszeit ist das Elend nur halb so groß, denn dann ist die Luft etwas sanftes, eine Freundin für Alles, was athmet und lebt; aber der kalte Hauch des Winters, jener eisige und schneidende Wind, der die Greise zittern, und die Mütter und kleinen Kinder weinen macht, ist eine schreckliche Qual! — Doch wer weiß das? — Um

zehn Uhr Abends strahlte aus den Fenstern des Palastes des Grafen von B . . . . blendender Lichtglanz; man wähnte große, helle Augen zu sehen, die in die Nacht schauten und sich nicht zum Schlafe schließen wollten. Der Schimmer von dem festlich beleuchteten Hause verbreitete einen röthlichen Widerschein auf dem Schnee und glich dem Lächeln auf dem Gesichte eines Verstorbenen. Aus den Wagen, welche geräuschlos daherrollten und unter einem Zelte vor der Freitreppe hielten, stiegen auf weiche Teppiche mit Blumen und Diamanten geschmückte Damen aus; aber unter den Damen fehlte noch eine, und der Graf hatte ihre Abwesenheit wahrgenommen. Gegen Mitternacht ging er hinaus, um zu sehen, ob sie noch nicht komme, denn sein Vater hatte zu ihm vor seinem Tode gesagt: die Tochter eines alten Waffengefährten, Baron von W . . . ., hätte ich gerne meine Tochter zu nennen gewünscht; sie ist schön, reich und besitzt Talente und Tugenden. Ihr Vater und ich haben euch mehr als einmal in unsern Träumen verlobt. — Wilhelm wünschte daher lebhaft, sie bei diesem Feste zu sehen. Als er auf der Thürschwelle stand, zu sehen ob sie komme und eine Frau mit einem wimmernden Kinde auf dem Arme zu ihm hintrat, rief er: Entfernt diese Bettlerin! „Ach, gnädigster Herr, es friert und hungert mich! „Ich habe diesen Morgen die Almosen austheilen lassen." Schenkt mir aus Mitleid etwas, wofür ich mir Brod und Holz kaufen kann! . . . Mein Kind stirbt Hunger! . . . — In diesem Augenblicke fuhr der Wagen der erwarteten Dame in den Hof; die Bettlerin mußte sich entfernen. Sie kam wieder, als die glänzende Equipage fortgefahren war; sie kam wieder, aber ihr Kind wimmerte nicht mehr, es war eingeschlafen. Auch sie fühlte trotz des Hungers, daß die Augenlieder ihr starr würden. . . . Sie legte sich unter das Zelt der Freitreppe. . . . Es fielen dicke Schneeflocken. Einer der Bedienten entdeckte sie hier und jagte sie hinaus: das arme Geschöpf konnte nicht weiter, ihre Glieder erstarrten; sie legte sich am Hofthore, vom Pfeiler ein wenig gestützt, nieder, sie drückte ihr Kind an die Brust, aber es schrie nicht mehr, es war kalt, starr, gestorben! Doch sie wußte es nicht. Auf dem Schnee hingestreckt, schlief auch sie ein, um nicht wieder zu erwachen. Ehe sie verschied, blickte sie noch einmal auf zu den erleuchteten Fenstern des Palastes des

Reichen, noch sah sie glänzend geschmückte Damen vorbeitanzen. Ach wenn ihr nur eine einzige von allen diesen zur Schau getragenen Perlen geschenkt worden wäre, sie hätte sich dafür Holz kaufen können, um sich zu wärmen, Brod für ihr Kind und eine warme Decke, aber sie bekam Nichts. Als Wilhem eine Fürstin, die seinen Ball mit ihrer Gegenwart beehrt hatte, an ihren Wagen führen wollte, stieß sein Fuß an etwas an, das im Schnee lag, und er zankte darüber mit den Dienern. Sie sahen nach und fanden unter dem festgefrornen Schnee die erstarrte Bettlerin und ihr Kind. —

Trotz des Geräusches des Orchesters, trotz des Tanzes und der Freude erfuhr man in den von Lichtglanz strahlenden, mit Blumenduft gefüllten und angenehm geheizten Sälen den schrecklichen Tod der Bettlerin; da zeigte sich doch ein Fünkchen von Mitgefühl, von Achtung vor dem Elende, das Tanzen hörte auf und die Gäste entfernten sich. Als Wilhelm allein war, ging er hinunter, um die Gestorbene, welche so eben in die Hausflur gebracht wurde, zu sehen. Frauen rieben sie mit warmen Stoffen, allein es war zu spät. So groß war die Kraft des letzten Todeskampfes gewesen, daß die Frauen nur mit Mühe das kleine Kind von der todten Brust der erstarrten Mutter trennen konnten.

Wilhelm blieb über eine Stunde bei dem Leichnam stehen. Hierauf riß er in einem Anfalle von Wuth die Blumenkränze von dem Getäfel des Saales herunter, zertrat sie und schloß sich dann in sein Zimmer ein; Niemand konnte ihm dahin folgen, und am nächsten Morgen war er noch eingeschlossen.

In diesen einsamen Stunden reifte ein großer Entschluß in seiner Seele: er hatte vor dem Bildnisse seiner Mutter ein Gelübde gethan. — Er gründete das Hospital der Stadt; als das Gebäude vollendet war, und dem Hospiz nichts mehr fehlte, wurde Wilhelm ein dienender Bruder und starb nach fünf Jahren im Rufe der Heiligkeit, nachdem er zuvor sein Vermögen den Armen vermacht hatte. —

Die Statuten der frommen Gründung, welche sein Land ihm verdankt, hatte er selbst entworfen: es heißt darin unter Anderm: „Von dem Tage vor dem Feste Allerheiligen bis zu dem des heiligen Evangelisten Markus am 25. April sollen im Hospiz des Gelübdes zwei Säle gut geheizt und

dem Zutritt der Armen Tag und Nacht geöffnet sein. Des Mittags und Abends 7 Uhr soll ihnen Suppe gereicht werden.“ — „Barmherzige Schwestern übernehmen die Verpflegung der Mütter und Kinder.“ — „Außerdem soll vor Weinachten jeden Jahres Holz und wollene Decken an die Dürftigen der Stadt vertheilt werden.“

(Aus den hist.-polit. Blättern.)

21. Die der Liebe Gottes entgegengesetzte Sünde, oder: Das Verderben der Eigenliebe.

„Ein betagter Klostergeistlicher, der vor nicht gar langer Zeit im Rufe der Heiligkeit gestorben ist, und der viel in seinem Leben für Gott gearbeitet hatte,“ erzählt der heilige Alphons von Liguori, (Ascet. Werke 9. Bd.) „sprach eines Tages, indem er einen Rückblick auf sein ganzes Leben warf, mit Entsetzen diese Worte zu mir: „Ach, mein Vater! ich finde unter allen Handlungen meines Lebens nicht Eine, die ich einzig aus Liebe zu Gott, — ohne Eigenliebe — verrichtet hätte. — Verwünschte Eigenliebe, die uns alles Verdienstes beraubt!“ Wie viele werden nicht auf dem Sterbebette eine ähnliche Reue fühlen müssen? Ach! hinweg mit dieser verderblichen Eigenliebe!

22. Die Gottvergessenheit als Gegensatz der Liebe zu Gott, oder: Der vergessene Dank.

Wie viele undankbare Christen werden nicht durch nachfolgende Erzählung beschämt! — Zur Zeit der Kostnitzer Kirchenversammlung (1414—1418) ritten zwei angesehene Herren daselbst spazieren, und fanden auf dem Felde einen Hirten bitterlich weinen. Der eine war ein lieber guter Herr und konnte vor einem armen betrübten Menschen nicht vorbeireiten, ohne ihn wenigstens getröstet zu haben. „Was fehlt dir, was weinest du?“ rief er ihm daher zu. Der Hirt konnte aber seine Thränen nicht stillen, und wollte auch nicht mit der Rede heraus, was ihm fehle. Da drang der theilnehmende Herr, von innigem Mitleid gerührt, noch mehr in den Hirten, daß er ihm doch die Ursache seines

schweren Kummers sagen möchte! Endlich begann der Hirt: „Darum weine ich, weil ich's noch nie recht von Herzen erkannt und Gott Lob und Dank dafür dargebracht habe, wie ich's sollte, daß Er aus mir einen Menschen, sein Ebenbild, und nicht ein so häßliches Thier gemacht hat, wie diese Kröte hier." Mit diesen Worten zeigte er auf eine Kröte, die sich schwerfällig und eckelhaft auf dem Wege fortwälzte. Das ging dem Herrn wie ein zweischneidiges Schwert durch das Herz. Erschüttert vom heiligen Ernste sank er von seinem Maulthiere herab, und mußte auf dasselbe gehoben werden. „O, Augustin!" rief er aus, du hast wahr gesprochen: „Die Einfältigen stehen auf und nehmen für uns den Himmel ein; wir aber mit aller unserer Kunst und Gelehrsamkeit wandeln gemächlich auf dem Wege der Eitelkeit und Sünde." —

23. Der Unwille gegen Gottes weise Fügungen, als Gegensatz der Liebe zu Gott, oder: Die derbe Lektion.

Einem eben nicht christlichen Elternpaare war ihr einziges Kind gestorben, worüber die Eltern nicht nur so traurig waren, wie die, welche keine Hoffnung haben, sondern ihren Unmuth über diese Fügung Gottes auch laut zu erkennen gaben und den Seelsorger fragten, warum denn Gott, wenn er, wie doch die heilige Schrift lehrt, die Liebe sei, ihnen dieses einzige liebe Kind habe nehmen können? Der Mann Gottes verspricht in der dem Kinde zu haltenden Leichenrede auf diese Frage Auskunft zu geben und gibt sie auch am Schlusse der Rede in folgenden Worten: „Ihr wollet von mir noch wissen, warum Gott euer Kind zu sich genommen habe? Ich antworte: Gott ist die Liebe; darum will er aus eurer Familie auch Eins in dem Himmel haben. Ihr Alten wollet nicht in den Himmel, und hättet das Kind, wäre es das eurige geblieben, auch nicht hineingelassen. Höret weiter ein Gleichniß: Es war ein guter Hirte, dieser hatte in seinem Schafstalle köstliches Futter bereit gelegt für seine Schafe; er machte das Thor des Stalles weit auf, aber die Schafe wollten nicht hinein; er jagte sich lange mit ihnen im Hofe herum, aber immer liefen sie wieder vor dem ge-

öffneten Thore zurück. Da nahm er ein Lamm von der Heerde und trug es voran; und siehe! es liefen die Alten alle nach. Der gute Hirt ist Christus; der geöffnete Schafstall, der Himmel, das Lamm euer Kind. Habet ihr noch ein Elternherz, so laufet nach! Der Herr trägt die Lämmer voran, damit die Alten nachlaufen sollen.“ Wie thöricht ist es doch, gegen den Herrn und seine weisen Fügungen zu murren! Möchten Alle, die sich dieser Sünde schuldig machen, eine ähnliche derbe Lektion erhalten! —

---

24. Sich seines Gottes schämen ist der schroffste Gegensatz der Liebe zu Gott, oder: das unnatürliche Kind.

Es gibt Menschen, die sich ihres Gottes schämen, und noch nie hat es wohl derlei Unselige, derlei wahrhaft Gottlose in so großer Anzahl gegeben, als gerade in unsern Tagen. Mögen sie in Folgendem die ganze Abscheulichkeit ihres Betragens fühlen: Ein berühmt gewordener Dichter des vergangenen Jahrhunderts verdankte sein Leben einem ehrbaren Gewerbsmann. Für seinen Schweiß, seine Entbehrungen, seine Anstrengungen bis in die Nacht hinein, hatte dieser zärtliche Vater seinem Sohne eine ausgezeichnete Erziehung gegeben. Diese so große Vaterliebe vergalt der junge Mensch durch eifrige Thätigkeit. Glänzende Erfolge krönten gar bald seine Bemühungen und offenbarten sein Talent: besonders ein Gedicht gewann ihm allgemeinen Beifall. Ein Herr vom Hofe, der den Verfasser gerne hätte kennen lernen mögen, ersuchte den jungen Dichter, seine Verse in einer Versammlung vorzulesen, die aus den ausgezeichnetsten Personen der Hauptstadt bestand. Der Vorschlag war zu schmeichelhaft, um ihn nicht anzunehmen. Wider Wissen seines Sohnes erbot sich und erhielt auch der Vater die Begünstigung, beiwohnen zu dürfen. Mit großem Selbstvertrauen hob der Jüngling zu lesen an; Beifallsbezeugungen unterbrachen ihn nach einigen Zeilen. Er fuhr fort und es regnete Kränze auf sein Haupt; er vollendete und der edle Herr, der ihn eingeladen hatte, trat auf ihn zu und ermunterte ihn zum Zeichen seiner Zufriedenheit, — vor der glänzenden Versammlung. In demselben Augenblicke sah man aus dem

Hintergrunde des Saales einen Greis mit Silberhaaren in anständiger Bürgerkleidung herankommen; seine Augen waren thränenfeucht, seine Arme geöffnet, er wollte den jungen Belorbeerten auch umarmen. Dieser aber wandte sich weg, wollte ihn nicht kennen, und dieser Greis, — — war sein Vater!!! Ein allgemeiner Ausbruch des Unwillens durchhallte den Saal; aus jedem Munde tönten wiederholt die brandmarkenden Worte: Undankbarer Sohn! — — unnatürliches Kind! — Undankbarer Sohn, unnatürliches Kind, das, saget ihr, sind die einzigen Namen, die ein Sohn verdient, der sich seines Vaters schämt! Welchen Namen aber, bitte ich euch, es mir zu sagen, verdient der, welcher sich seines Gottes schämt? (Gaume.)

Auserlesene
Beispiele, Erzählungen und Parabeln

über die

gesammte christkatholische Glaubens-, Sitten- und Tugendmittel-Lehre.

Zugleich

ein christliches Lesebuch für Schule und Haus.

Gesammelt und herausgegeben

von

Dr. Theol. **Joseph Zinsler,**

Pfarrcurat in Weinried im Bisthum Augsburg.

Drittes Bändchen.

I. Von der Hoffnung und dem Gebet.
II. Von der Liebe Gottes.

Augsburg, 1854.

Verlag von J. A. Schlosser's Buchhandlung.